

Roland Appel | Michael Kleff [Hrsg.]

# Grundrechte verwirklichen Freiheit erkämpfen

## 100 Jahre Jungdemokrat\*innen

Ein Lesebuch über linksliberale und radikaldemokratische Politik  
von Weimar bis ins 21. Jahrhundert 1919–2019



Roland Appel | Michael Kleff [Hrsg.]

# **Grundrechte verwirklichen Freiheit erkämpfen**

## 100 Jahre Jungdemokrat\*innen

Ein Lesebuch über linksliberale und radikaldemokratische Politik  
von Weimar bis ins 21. Jahrhundert 1919–2019



ACADEMIA

© Titelfoto-Collage: mit freundlicher Genehmigung von Roland Appel, sowie des Archivs des Liberalismus, Theodor-Heuss-Akademie, Gummersbach, des Archivs Landtag Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf und des Bundesarchivs

Mit freundlicher Unterstützung der  
Radikaldemokratischen Stiftung e.V.  
[www.Radikaldemokratische-Stiftung.org](http://www.Radikaldemokratische-Stiftung.org)

#### **Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89665-800-5 (Print)

ISBN 978-3-89665-801-2 (ePDF)

1. Auflage 2019

© Academia – ein Verlag in der Nomos-Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2019. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Besuchen Sie uns im Internet

**[www.academia-verlag.de](http://www.academia-verlag.de)**

*Für Mick und Muriel,  
für Nora  
und unseren Freund Richard Finger.*



# Inhalt

Vorwort - Warum ein Buch über die Jungdemokraten ?	17
Geleitwort zu 100 Jahre Deutsche Jungdemokraten <i>Gerhart R. Baum</i>	21
Was macht denn nun Jungdemokrat*innen aus? <i>Roland Appel und Michael Kleff</i>	25
<b>Teil 1: 100 Jahre Jungdemokrat*innen Lesebuch - Wer wir sind und was wir woll(t)en...</b>	<b>35</b>
<i>Epoche 1: Demokratische Jugendvereine und Jungdemokraten in der Weimarer Republik</i>	37
Die gesellschaftlichen Grundlagen des Liberalismus und der Demokratie Referat gehalten am Jungdemokratentag in Bamberg [September 1926] <i>Julie Meyer</i>	39
Ludwig Quidde, der Nobelpreisträger "Echo der jungen Demokratie" Nr. 11/12, 1926	45
Im Kampf um die Partei <i>Otto Stündt</i>	47
Zwischen Kapitalismus und Sozialismus? <i>Julie Meyer</i>	53

## *Inhalt*

Ich war beim Reichsbanner zu Hause, bei den Jungdemokraten eingetreten Inge Meysel im Interview erschienen am 1.1.1987 in der "Emma" <i>Alice Schwarzer</i>	59
<i>Epoche 2: Die Jungdemokraten nach dem 2. Weltkrieg</i>	71
Bemerkungen zum Jubiläum der Deutschen Jungdemokraten <i>Burkhard Hirsch</i>	73
Vom Hermannsdenkmal zur sozialliberalen Reformpolitik <i>Günter Verheugen</i>	77
Selbstbestimmtes, liberales Leben im LSD, bei den Jungdemokraten und in der ältesten "Kommune" Deutschlands <i>Interview mit Friedrich Neunhöffer</i>	87
„Wir können die Koalition doch nicht am Schnaps platzen lassen!“ Erinnerungen und Nachgedanken <i>Klaus R. Allerbeck</i>	93
Jungdemokraten Plusminus 68 – über ein Dezennium des Umbruchs <i>Jürgen Kunze</i>	109
<i>Epoche 3: Die 70 er Jahre - Zwischen APO und F.D.P. , Hoffnungen und ersten Enttäuschungen</i>	137
Liberaler Realpolitik in der Zeit des „Leverkusener Manifestes“ <i>Interview mit Jürgen Morlok</i>	139
Noch eine Chance für den Liberalismus? Rückblick ohne – Vorschau mit Zorn <i>Bernd Schriewer</i>	153
Wehe, Du machst was mit den NRWlern! <i>Peter Jeutter</i>	159

Hoch auf dem Lautsprecherwagen – die Jungdemokraten zwischen APO und grüner Partei <i>Klaus-Peter Murawski</i>	165
Jungdemokraten in Schleswig-Holstein. Eine sehr persönliche Geschichte <i>Wolf-Dieter Zumpfort</i>	171
Die Jungdemokraten und meine Arbeit bei Amnesty International <i>Wolfgang Grenz</i>	181
"Für Bescheidenheit und Zurückhaltung waren wir nicht bekannt" <i>Wolfgang Kubicki</i>	185
Jungdemokrat in der sauerländischen Provinz – Geschichte einer Politisierung <i>Michael Kleff</i>	187
Der Jungdemokrat - ein Limerick <i>Klaus Trapp</i>	193
Impressionen aus 15 Jahren als Jungdemokrat <i>Georg Osterfeld</i>	195
Warum die Jungdemokraten? <i>Ulrich Martin Drescher</i>	199
Radikal und demokratisch <i>Sybille Uken</i>	201
<i>Epoche 4: Kampf um die linksliberale Definitionsmacht - Liberale und neue soziale Bewegungen</i>	205
Kommunalpolitik als (aus) Leidenschaft <i>Wolfgang Augenstein</i>	207
Streitkultur <i>Hans Meyer-Mews</i>	215

*Inhalt*

Nicht zu groß, um selbst zu lernen: Erfahrungen bei den Jungdemokraten <i>Volker Perthes</i>	225
Notizen aus der schwäbischen Provinz <i>Roland Appel</i>	229
Noch eine Chance für die Liberalen oder Eine Geschichte verpasster Chancen und Versäumnisse liberaler Politik <i>Helga Schuchardt im Gespräch mit Roland Appel</i>	247
Ach ja, die Jungdemokraten <i>Tom Hegermann</i>	259
Schule der Bündnisarbeit – Abschreckung vom Doktrinären Erinnerungen an den Vorstand der Vereinigten Deutschen Studentenschaften (VDS) <i>Martin Böttger</i>	261
Klein, streitsüchtig, hartnäckig und einfallsreich <i>Horst Eberlein</i>	267
Anpassung und Opportunismus als nahezu alternativlose Politiktechnik <i>Martin Budich</i>	271
Ausbildungsplatz Jungdemokraten <i>Thomas Hetzer</i>	281
<i>Epochen 5: Befreit und unbeschwert - Radikaldemokratische Politik ohne Parteibindung</i>	291
In der FDP geblieben und nichts bereut Ein Rückblick von heute auf das Trennungsjahr 1982/83 - und das, was folgte <i>Ekkehard Klug</i>	293

Von Radikaldemokratie und Dirndl <i>Claudia Roth</i>	299
Ohne parteipolitisches Engagement war das Leben nur ein halbes <i>Christoph Strässer</i>	303
Freiheit des Individuums heißt auch Freiheit von Armut und Ungerechtigkeit <i>Interview mit Matthias W. Birkwald</i>	305
Wie die Jungdemokraten – und ich – zur Drogenpolitik kamen <i>Eva Schaaber</i>	313
Der Glaube an eine neue Generation <i>Dagmar Everding</i>	323
Die 1980er Jahre – Zeiten interessanter Umbrüche und ihre Nachwirkungen bis heute <i>Hartmut Aden</i>	329
Kleiner Verband mit großem Selbstbewusstsein <i>Pascal Beucker</i>	333
Liberal und antifaschistisch - geht das? Plädoyer für die politische Sozialisation im Jugendverband <i>Susanne Willems</i>	345
<i>Epoche 6: JungdemokratInnen/ Junge Linke: Zwischen Aufklärung und Selbstzerlegung</i>	351
Als Jungdemokrat das Jahr 1989 erlebt - und andere Rückblicke auf einen einzigartigen Jugendverband <i>Christoph Kopke</i>	353
Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen! - Jungdemokratinnen/Junge Linke NRW Mitte bis Ende der 1990er Jahre <i>Till Winkelmann</i>	357

*Inhalt*

Aufstieg und Fall der Jungdemokrat(Inn)en / Junge Linke um die Jahrtausendwende <i>Florian Rödl</i>	367
Tucholsky hat doch recht? <i>Marion Mück-Raab</i>	377
"Meine positive Utopie besteht darin, von der Realpolitik nicht aufgeessen zu werden." <i>Interview mit Benjamin Hoff</i>	381
Asyl, Migration und Nation(alismus): Themen und Flügelkämpfe der JD/JL in den 1990ern <i>Helen Schwenken</i>	389
<i>2019 - Für einen sozialen, radikaldemokratischen und bürgerrechtlichen Liberalismus?</i>	399
Wo stehen wir? <i>Cony Lohmeier</i>	401
Gedanken zur Machtfrage (1999) <i>Friedrich Neunböffer</i>	419
Plädoyer für einen „Sozialen Liberalismus“ <i>Gerhart R. Baum</i>	427
Die Zukunft im 21. Jahrhundert braucht Radikaldemokrat*innen! <i>Roland Appel und Michael Kleff</i>	435
Zeitstrahl: Wahlen und Beschlüsse der JungdemokratInnen / Junge Linke 1919-2019	443

<b>Teil 2: Programmatische Schwerpunkte, Analysen und Dokumente</b>	<b>485</b>
<i>Demokratische Jugendvereine und Deutsche Jungdemokraten in der Weimarer Republik</i>	487
Gründungsversammlung und Programmentwurf 1919	489
Vom Wandervogel zur Radikaldemokratischen Partei: Jungdemokraten 1919-1933 <i>Roland Appel</i>	497
Ein "ganz normales" Jungdemokraten-Büro <i>Lothar Schilling</i>	531
Julie Meyer: Die republikanischen Parteien und die Frauen	535
Erich Lüth: Der liberale Kapitalismus	539
Aufruf zum internationalen Friedenskongress 1929	543
Ludwig Quidde: Warum Unabhängige Demokraten?	545
Gründungsaufruf der Radikal-Demokratischen Partei 1930	547
Zur Bayerischen Landtagswahl 1932 - Artikel und Aufruf der RDP	549
Der 30.1.1933 - die RDP-Jugend im "Radikalen Demokraten"	551
<i>Von der Neugründung 1946/47 zu den "Freiburger Thesen" und danach</i>	555
Die Gründungsversammlung der Deutschen Jungdemokraten 1946	557
Die Geschichte der Deutschen Jungdemokraten von 1945 bis 1975 <i>Michael Kleff</i>	561
<i>Programmatische Meilensteine und Widerhaken ab 1971</i>	653
Deutsche Jungdemokraten "Leverkusener Manifest"	655

*Inhalt*

Drei Klassiker der Jungdemokraten-Beschlüsse - ein Stimmungsbericht <i>Ingrid Matthäus-Maier</i>	679
Reform des Bodenrechts - Beschluß der Landesdelegiertenkonferenz Nordrhein-Westfalen März 1974	691
„Das Grundgesetz in die Gesellschaft hineintragen“ – ein Impuls von 1974 <i>Theo Schiller</i>	699
<i>Gesellschaftliche Veränderung durch Programm oder Provokation: Radikale Kampagnen, Aktionen, Bündnis- und Programmarbeit der Jungdemokraten</i>	707
Zur Rolle der DJD in der Auseinandersetzung um die Berufsverbote <i>Peter Becker</i>	709
Benneter, Bingen, Buback – oder: Warum ich ein '77er bin <i>Christian Walther</i>	717
Aspekte der Schüler- und Bildungspolitik der Jungdemokraten Bildungspolitisches Programm und Gesamtschule 1978 <i>Roland Appel</i>	727
Friedenspolitik, Entspannung und Abrüstung	739
Frieden ohne die Einhaltung der Menschenrechte wird nie nachhaltig sein <i>Christoph Strässer</i>	745
Parteilos, aber nicht machtlos: Jungdemokraten und der Volkszählungsboykott 1987 <i>Roland Appel und Wolfgang Raab</i>	753
<i>Internationales, Ost- und Entspannungspolitik der Jungdemokraten</i>	767
Friedens- und Sicherheitspolitik zwischen Wissenschaft und Praxis <i>Berthold Meyer</i>	769

Mir, Druschba, Festival ... Peace and Cheese? <i>Friedhelm Wachs</i>	811
Ostpolitik und Westarbeit Der entspannungspolitische Jugendaustausch der Jungdemokraten mit der FDJ <i>Marek Voigt</i>	821
Ostkontakte - immer unter Beobachtung <i>Roland Appel</i>	849
Ostpolitische Jugendarbeit der Jungdemokraten als Teil der Entspannungspolitik <i>Thilo Schelling</i>	855
<i>Liberale StudentInnenorganisationen</i>	857
Dokumentation: Die Rolle des Individuums in der Massengesellschaft	859
Der Weg des Liberalen Hochschulverbandes hin zu den Radikaldemokratischen StudentInnengruppen (RSG) – Jungdemokraten an der Hochschule <i>Martin Ottensmann</i>	861
<i>Liberale Zentren und Radikaldemokratische Kultur</i>	867
Der harte Kern der Linksliberalen - Interview mit Michael Kleff 1981	869
Zehn Jahre Politik und mehr - Liberale Aktivitäten 1972 bis 1982 in Aachen <i>Heiner Jüttner</i>	871
Judos vor und hinter der Theke: Das Liberale Zentrum Freiburg <i>Joachim Hager</i>	883
<i>Politische Dämmerung des sozialen Liberalismus: Gegen den Kurs der F.D.P.-Spitze zur Spaltung des Liberalismus</i>	887

## *Inhalt*

Soll und Haben	889
<i>Rolf Schroers</i>	
Zur Zwei-Wege Strategie der Jungdemokraten und ihrem Scheitern in der Praxis	893
<i>Hanspeter Knirsch</i>	
Das Ende des politischen Liberalismus - die Geburtsstunde der Grünen	901
<i>Roland Appel</i>	
Die Linksliberalen in den Jahren von 1981-1983 Die Entfremdung zwischen Basis und Establishment	921
<i>Martin Budich und Thilo Schelling</i>	
<b>Anhang</b>	
100 Jahre DJD – Autorinnen- und Autorenverzeichnis	937
Verzeichnis der häufig in Artikeln verwendeten Abkürzungen	955
Hinweise zu Quellen und Dokumenten	957
Weitere Publikationen u. Plakate der JungdemokratInnen	961

## Vorwort - Warum ein Buch über die Jungdemokraten ?

2019 ist für die Demokratie in Deutschland ein wichtiges Datum. Das Grundgesetz ist am 23. Mai siebenzig Jahre in Kraft, die erste demokratische Weimarer Reichsverfassung wird am 11. August 100 Jahre alt. Grund- und Freiheitsrechte zu verteidigen und ihre Verwirklichung einzufordern, zieht sich wie ein roter Faden durch 100 Jahre radikaldemokratischer, links- und sozialliberaler Politik. Die Grundrechte mit Leben zu erfüllen ist angesichts des Aufkeimens von Rechtsextremismus und Nationalismus, Neofaschismus und Antisemitismus, die als "Populismus" verharmlost werden, wichtiger denn je und eine bleibende Aufgabe für die Zukunft.

Anlass für dieses Buch lieferte ein weiteres historisches Datum: Am 27. April 1919 wurden die Jungdemokraten als "Reichsbund demokratischer Jugendvereine" unter Mitwirkung des DDP-Vorsitzenden Friedrich Naumann, von Dr. Julie Meyer, Herausgeberin des "Echo der jungen Demokratie" gemeinsam mit vielen anderen jungen, politisch und demokratisch motivierten Menschen gegründet. Diese Aktiven und ihre Nachfolger\*innen waren sowohl in der Weimarer Republik als auch in der Nachkriegszeit eine von der Partei, der sie jeweils nahe standen, organisatorisch unabhängige Jugendorganisation. Sie standen - mit Ausnahme weniger Jahre nach 1947 - ein wenig bis ziemlich weit links von den Parteien, mit denen sie zusammenarbeiteten. Ob mit der linksliberalen DDP in Weimar, der Nachkriegs-FDP, bis sie die sozialliberale Koalition verließ, oder auch den Grünen oder der Linken, mit denen JungdemokratInnen/Junge Linke, wie sie seit 1990 heißen, nach 1982 punktuell zusammenarbeiteten.

Wir beanspruchen keine umfassende Darstellung der historischen Rolle der Jungdemokraten. Auch nicht eine im wissenschaftlichen Sinn umfassende politikwissenschaftliche Analyse ihrer Ziele und Beschlüsse. Die Idee war vielmehr, ein Lesebuch zu schaffen, geschrieben von Zeitzeugen. Menschen, die mit ihren ganz unterschiedlichen Lebensläufen, Funktionen und Erfahrungen zu Wort kommen, die in dieser Form und Zusammensetzung bisher noch nie in einer Monografie zu ihrem Jugendverband Stellung bezogen haben.

Für das Lesebuch haben wir im Ersten Teil mehr und weniger prominente Menschen gebeten, zu erzählen, wie und warum sie eine bestimmte Zeit ihres Lebens zu den Jungdemokrat\*innen kamen, welche Beweggründe und Ziele sie verfolgt haben, was sie dadurch lernten oder gewannen und warum dies von allgemeinem Interesse sein könnte. Für die Weimarer

Zeit haben wir auf historische Texte zurückgegriffen, die unserer Meinung nach für damals wichtige Positionen stehen. Manche Sachverhalte werden deshalb aus völlig unterschiedlichen Perspektiven mehrfach beleuchtet - das erlaubt eine Annäherung an die Heterogenität und Vielfalt der "Judos", die ein uns befreundeter Journalist einmal despektierlich als "Ansammlung berstender Egos" titulierte.

Dabei schreiben die Autor\*innen über politische Inhalte, die zumeist prägend für die Bundesrepublik waren. Über Themen, die von einem kleinen, liberalen und radikaldemokratischen Jugendverband vertreten wurden. Von Personen, die gelernt haben, zumeist aus der Minorität heraus mit viel Elan und Effizienz, Furchtlosigkeit und provokativem Mut Debatten anzustoßen und so die politische Wirklichkeit zu verändern. Politik bedeutet dabei Einfluss auf Parteien und Institutionen, Gewerkschaften und Verbände. Mit parlamentarischen Initiativen, Demonstrationen und Öffentlichkeit, aber auch Aktionsformen wie dem Boykott der Volkszählung 1987 oder tätiger Flüchtlingshilfe gegen die Aushöhlung des Asylrechts und für eine offene, multikulturelle Gesellschaft. Mittels Klagen gegen den "Großen Lauschangriff" und die Vorratsdatenspeicherung bis hin zu Aktionen gegen Krieg und die Militarisierung der Gesellschaft: Ziele und politische Alltagsfragen, die ganz wesentlich mit den Jungdemokrat\*innen und ihrem gesellschaftlichen Engagement verbunden sind.

Im zweiten Teil versuchen wir, einen Überblick über die Entwicklung der Jungdemokraten von Weimar bis in die Gegenwart zu geben, wobei auch bisher sicher geglaubte Interpretationen über die Entwicklung der Weimarer D.D.P. zur Staatspartei in Frage gestellt werden. Wir beleuchten die "Zwei-Wege Strategie", die Entfremdung von Sozial- und Wirtschaftsliberalen, die Bildungspolitik und die Ostpolitik. Darunter eine Untersuchung der DJD-Ostkontakte aus Sicht der DDR, die unter Auswertung von historischen Quellen der FDJ und der Staatssicherheit entstanden ist.

Wichtige Auseinandersetzungen wie die um Rechtsstaatlichkeit im "Deutschen Herbst" 1977, die Themen Berufsverbote, Atomkraft und Friedensbewegung, der Konflikte um die Trennung von der F.D.P. werden ebenso gewürdigt, wie die Rolle der JungdemokratInnen/Junge Linke nach der Vereinigung mit dem aus reformsozialistischen Basisgruppen 1988/89 entstandenen "Marxistischen Jugendverband/Junge Linke" der ehemaligen DDR. Das letzte Jahrzehnt des 20. und das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts beschreibt aufreibende Flügelkämpfe trotz einer immer kleineren Anzahl von Aktiven.

Wir würdigen die "Liberalen Zentren" oder "Freiräume", die als politisch-kulturelle Clubs in den 70er und 80er Jahren bundesweit entstanden, die wichtigsten in Köln, Stuttgart, Freiburg, Bonn, Bochum und Aachen.

Aus Platz- und Zeitgründen ist über die radikaldemokratischen Studierenden-Organisationen nur ein Beitrag über die "RSG-JungdemokratInnen an der Hochschule" enthalten. Literatur über den LSD und den LHV empfiehlt das ergänzende Literaturverzeichnis.

Dieses Buch wäre niemals entstanden, ohne die Bereitschaft und den Fleiß aller Mitautor\*innen<sup>1</sup>, zum gemeinsamen Gelingen dieses "Treffen der Generationen" beizutragen; ohne unsere ehrenamtliche Lektorin und berüchtigte Korrekturleserin Dorothea Hasbargen-Wilke und Eva Schaabers Abschriften elektronisch unleserlicher JD-Beschlüsse, Artikel und Dokumente. Wir haben zu danken für die freundliche Unterstützung von Dr. Jürgen Frölich, stv. Leiter des Archivs des Liberalismus der Friedrich Naumann-Stiftung in Gummersbach und Anne Vechtel vom Archiv der Heinrich Böll-Stiftung in Berlin. Dank auch an Alice Schwarzer für die Nachdruckrechte ihres Interviews mit Inge Meysel und an die "Kölner Stadtrevue" für das Interview mit Michael Kleff. Ganz besonderen Dank verdienen aber unsere Ratgeber, Kritiker, Kommentatoren, wandelnden Lexika, Gedächtnis-Champions und Mentoren Prof. Dr. Berthold Meyer und Prof. Dr. Theo Schiller.

Der Erkenntnis vieler Autoren, dass eine radikaldemokratische, linksliberale politische Organisation wichtiger sei, denn je, ergänzen wir mit dem schöne Spontispruch der 68er: *"Es gibt nichts Gutes, außer Du tust es!"*

Bornheim/Rhld., NRW, Bundesrepublik Deutschland und Mount Kisco, NY, USA im Januar 2019

Roland Appel und Michael Kleff

---

1 Der Gebrauch von \*in/\*innen in diesem Buch schließt alle Gender und - falls sie existieren- sprechende Kängurus ein.

# An alle Erstwähler!

Das Deutsche Volk wählt - nämlich die Herrscher - freiheit, ob unser deutsches Republik zum Staat der ganzen Welt oder zum Staat einer demokratischen Welt werden will. Das, was die Wahlung ist und die Durchführung der Wahl des Deutschen Volkes ist nicht von geringerer Wichtigkeit, als die Wahlung selbst, und im ganzen Leben die Folgen der Wahlung sind wichtiger, als die Wahlung selbst.

## Wir Jungdemokraten

sind die auf dem Kampf der Jugend um den Staat, um Kampf der Jugend um

### Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit

#### Wir kämpfen

<p>für eine fortschrittliche und soziale Republik</p> <p>für Demokratie und freie Meinungsäußerung</p> <p>für Gemeinwohl und Schutz des</p> <p>für einen wirksamen Jugenddienst</p> <p>für Volksgemeinschaft</p> <p>für Bodenreform und Siedlung</p> <p>für ein einheitliches Berufsdeutschland</p> <p>für das Selbstbestimmungsrecht der Völker</p>	<p>— gegen Korbien und Untertanengeist</p> <p>— gegen Kasten, Monarchien, u. politisches Konditionat</p> <p>— gegen korbifizierte Zersplitterung</p> <p>— gegen Ausbeutung der Jugendlichen</p> <p>— gegen Klassen- und Kastenhaft</p> <p>— gegen ungerechte Bodenverteilung</p> <p>— gegen Militarismus und Rüstungswettlauf</p> <p>— gegen Militarismus und Weiterverheerung</p>
--	--

Für die freiheitliche und soziale Republik unter den Farben Schwarz-Rot-Gold!

Die Deutsche Partei

## Deutsche Demokratische Partei

Wählt Liste

# 6

Jungdemokratische Arbeitsgemeinschaft München

Glockengasse, Hansa-Wirtschaftsdr. 11.

*Wahlplakat der Münchner Jungdemokraten von 1928  
Archiv Roland Appel*

## Geleitwort zu 100 Jahre Deutsche Jungdemokraten

*Gerhart R. Baum*

Die Rolle der Jungdemokraten im Prozess der Erneuerung der FDP in den sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist nicht nur vergessen, sie ist immer schon unterbewertet worden. Sichtbar wird das auch in dem immer wieder zitierten Buch „Machtwechsel“ von Arnulf Baring über die Veränderung der FDP unter Scheel. Da kommen wir gar nicht vor. In der kürzlich erschienen Dahrendorf-Biographie von Franziska Meifort wird unsere enge Zusammenarbeit mit dem Parteipolitiker Dahrendorf nicht hinreichend gewürdigt.

Es ging um die Erneuerung der FDP. Erneuerung ist heute ein abgegriffenes Wort, oft ohne Inhalt benutzt. Sprechen wir besser von der Veränderung der FDP zu einer wirklich liberalen Partei. Dafür gab es viele innere und äußere Anstöße. Nicht wegzudenken ist der Anteil der Jungdemokraten an diesem Prozess auf allen Ebenen der Partei. Nicht wegzudenken sind unsere kämpferischen Auftritte auf Parteitag - wir stellten eine aktive Minderheit von ca. 25 % der Delegierten. Günter Verheugen war jahrelang unser Pressereferent, Heiner Bremer unser Grundsatzreferent, Burkhard Hirsch kompromissloser Streiter für den Rechtsstaat, Peter Menke-Glückert für den Umweltschutz. „Mit den „Stimmen der jungen Generation“, unserer Mitgliederzeitung, hatten wir Einfluss in die Partei hinein. Von Dahrendorf beeinflusst hatten wir gelernt, dass der Diskurs ein Lebenselement der Demokratie ist - auch der innerparteiliche Diskurs über die bessere Lösung. Was haben wir über die Einführung der überbetrieblichen Mitbestimmung innerparteilich gestritten! Am Ende stand ein Konsens.

Natürlich waren auch wir Teil des Aufbruchs der Gesellschaft in den 60er Jahren. Von daher hatten wir und der ganze Reformflügel in der FDP Rückenwind. Auch wir protestierten gegen die Notstandsgesetze und gegen den Vietnamkrieg. Wir wollten keinen Schlussstrich unter die Nazibarbarei. Wir wollten die Nachkriegsgrenzen anerkennen und Entspannungspolitik. Wir wollten das Grundgesetz mit Leben erfüllen - auf allen Gebieten der Gesellschaft - von der Bildungsreform bis zur Strafrechtsreform und die Gleichstellung der Frauen. Auch wir waren Mitglieder in den Republikanischen Clubs - den Kölner habe ich mit gegründet. Wir waren Reformliberale. Unser Aktionsfeld waren die FDP-Parteitage. Unser Ziel

nicht sozialistische Utopien, sondern ein moderner Liberalismus. Aber wir suchten das Gespräch auch mit Andersgesinnten. Wir haben das Gespräch Dahrendorf/Dutschke auf dem Parteitag 1968 arrangiert, mit dem sich heute so viele schmücken. Wir waren im übrigen auch die einzige politische Jugendorganisation, die schon 1966 mit einer offiziellen Delegation nach Russland gereist ist - in einer Situation, die mit dem heutigen Verhältnis zu Russland nur wenig zu tun hat.

Das war ein langer Weg von den alten Nazinetzwerken in der NRW-FDP bis zum Freiburger Programm von 1971, in dem Werner Maihofer einen „sozialen Liberalismus“ definierte. Es war auch das erste Umweltprogramm einer deutschen Partei. Ein langer Weg bis hin zu einer neuen Deutschland- und Ostpolitik. Ein zentraler Antrag auf dem Bundesparteitag von 1968 stammte von uns. Ich habe ihn als Bundesvorsitzender auf dem Podium begründet. Er bestand aus einem Satz: „Die Oder-Neiße Grenze wird als endgültige Grenze zu Polen anerkannt.“ Er stürzte den Parteitag in ziemliche Verwirrung. Schon zu dieser Zeit, dann endgültig nach 1969 brach die Partei auseinander. Einer unserer Verbündeten war Walter Scheel - ein bis heute weit unterschätzter Politiker der Bundesrepublik. Brandt wäre ohne ihn nicht Bundeskanzler geworden. Die Öffnung nach Osten wäre jedenfalls zu dieser Zeit nicht erfolgt und wohl auch nicht die spätere Befreiung Osteuropas. Verbündete waren u.a. Flach, Maihofer, Genscher, Dahrendorf, Klug, Rubin, Schollwer, Hildegard Hamm-Brücher, Liselotte Funcke. Merkwürdig, dass in den heutigen Erinnerungen an '68 die sozialliberale Koalition kaum vorkommt. Sie war es, die die Aufbruchsstimmung aufgenommen hat. Mit ihr ist die Republik mit Reformen auf allen Gebieten der Gesellschaft, quasi noch einmal gegründet worden - nicht erst mit den 68ern Schröder/Fischer. Zum Ende der „Freiburger FDP“ ist es 1982 unter den bekannten Umständen gekommen. Danach galt das „Lambsdorff-Papier“ der Wirtschaftspartei FDP.

Das alles hatte einen Vorlauf. Auf dem Kieler Parteitag 1977 standen zwei Konzeptionen des Liberalismus zu Abstimmung. Gewonnen hat das „Lambsdorff-Papier“ gegen das Konzept der von mir geleiteten „Perspektivkommission“. Ihr gehörten u.a. Dieter Biallas, Burkhard Hirsch, Theo Schiller, Liselotte Funcke, Wolfgang Rubin, Andreas v. Schoeler, Hanspeter Knirsch, Rolf Schroers, Rolf Vieten und Hans-Herbert Wilhelmi an. Wir behandelten „Aktuelle Herausforderungen an den sozialen Liberalismus“ in Fortentwicklung des Freiburger Programms, Themen waren u.a. eine sozial verpflichtete Wirtschaftspolitik, Umweltpolitik, die Stärkung der Demokratie und des Rechts auf Bildung, sowie die konsequente Verteidigung der Bürgerrechte. Schon damals, also vor rund 40 Jahren, haben wir vor

den Freiheitsgefährdungen im Computerzeitalter gewarnt in einem Kapitel „Datenschutz“.

Mit dem von uns abgelehnten Koalitionsbruch 1982 verengte sich der politische Liberalismus endgültig auf wirtschaftsliberale Ziele. Im übrigen: nicht wir, sondern der Wirtschaftsflügel war in die unselige Flick-Affäre verstrickt. Alle Hoffnungen wurden in den Markt gesetzt. Wir, meine Freunde und ich, blieben in der Partei - andere Freunde verließen sie enttäuscht. Wir, u.a. Hamm-Brücher, Hirsch, Leutheusser-Schnarrenberger, wollten die liberale Partei nicht aufgeben. Aber wir wurden lange Jahre hin enttäuscht - bis sich die Lage veränderte. Seit der selbst verschuldeten Wahlniederlage von 2013 befindet die FDP in einem Veränderungsprozess mit im wesentlichen positiven Signalen, aber auch mit einigen kritikwürdigen. Aber ich habe wieder Hoffnung, z.B. in wichtige Teile der Jungliberalen, in eine ganze Reihe von neuen Bundestagsabgeordneten und auch in die Führung von Lindner und seinen Mitstreitern - auch wenn ich mit dem Abbruch der Jamaika-Verhandlungen nicht einverstanden war. Es hier jetzt nicht der Ort, die heutige Lage zu analysieren. Es bleibt aber bei meiner Überzeugung, wie schon mit meinem Eintritt in die Jungdemokraten und in die FDP vor über 60 Jahren, dass es eine konsequent liberale Partei im Lande geben muss. Die Grünen, bei allen ihren Veränderungen, haben diese Rolle nicht übernommen. Es ist allerdings höchste Zeit, dass beide Parteien das Verhältnis zueinander entkrampfen und erkennen, dass sie auch gemeinsame Ziele vertreten.



## Was macht denn nun Jungdemokrat\*innen aus?

*Roland Appel und Michael Kleff*

Der Versuch, in einer so heterogenen Organisation, wie den Deutschen Jungdemokraten, JD/JL über 100 Jahre hinweg Gemeinsamkeiten zu identifizieren, ist nicht einfach realisierbar.

Schließlich erfolgte die Gründung zu Beginn der "Weimarer Republik" in einer hoffnungsvollen Phase, in der sich viele Menschen geradezu nach Demokratie sehnten, die aber dreizehn Jahre später in der finsternen Epoche des Nationalsozialismus endete. Die "demokratischen Jugendvereine" kamen aus dem "Wandervogel", politisierten sich und wurden zu „Jungdemokraten“, einer der DDP<sup>1</sup> kritisch und eigenständig nahestehenden Jugendorganisation. Als aufgrund des Rückgangs der Wahlergebnisse der DDP 1930 der JD-Vorsitzende Ernst Lemmer und andere führende DDP-Politiker putschartig das Abenteuer der Fusion mit dem autoritären, teils antisemitischen "Jungdeutschen Orden" (JungDo) zur Staatspartei unternahmen, spalteten sie damit die Partei und gleichzeitig die Jungdemokraten. Besonders gegenüber der großen Zahl jüdischer Mitglieder in Jungdemokraten und DDP war dies ein offener Affront. Pazifistische und linke Mitglieder der DDP sowie ein Großteil der Jungdemokraten gründeten zunächst die "Unabhängigen Demokraten", dann die "Radikal-Demokratische Partei" oder gingen zur SPD.<sup>2</sup>

Das unglückliche Agieren der bürgerlich-liberalen Kräfte 1930-33 hat nicht zur Stabilisierung der Weimarer Demokratie beigetragen. Nach NS-Regime, Verfolgung und 2. Weltkrieg startete der Verband weit rechts von den Positionen, die viele seiner Mitglieder noch 1933 repräsentierten. Viele jüdische Intellektuelle, die DDP und Jungdemokraten geprägt hatten, waren emigriert oder ermordet worden. Von den herausragenden Akteure\*innen der Weimarer Zeit sind außer Thomas Dehler in der FDP und Ernst Lemmer in der CDU wenige nach dem 2. Weltkrieg prominent tätig geworden. Lemmer hat gar seine führende Rolle bei den Jungdemokraten in

---

1 Deutsche Demokratische Partei, gegründet 1918.

2 Zur Geschichte der Weimarer Jungdemokraten Artikel und Dokumente in Teil 2 dieses Buches.

*Was macht denn nun Jungdemokrat\*innen aus?*

Weimar, so scheint es aufgrund der Quellenlage, später weitgehend verdrängt.<sup>3</sup>

Der Weg von nationalliberalen Tendenzen der 50er Jahre über die bürgerlich-liberale Emanzipation in den 60ern, bis zum von der "kritischen Theorie" beeinflussten "Leverkusener Manifest" von 1971 war weit und von politischen Turbulenzen begleitet<sup>4</sup>. Die verschiedenen Interpretation der "Zwei-Wege-Strategie" in den siebziger Jahren wiesen ebenfalls ein breites Spektrum auf - das kommt in den persönlichen Beiträgen dieses Le-sebuchs deutlich zur Geltung.

Der Rechtskurs und die Aufgabe des "Freiburger Programms" durch die FDP nach 1977 seitens Genscher und Lambsdorff sowie die Trennung nach dem Koalitionsbruch mit der SPD und das Verlassen der FDP durch viele Linke 1982 waren traumatische Einschnitte für den sozialen Liberalismus - nicht nur für die Jungdemokraten.

Dass es danach trotzdem noch über 20 Jahre lang einen, wie Zeitzeugen beschreiben<sup>5</sup>, erfolgreichen parteiunabhängigen Jugendverband gab, der radikaldemokratische Politik fortführte, war kein Zufall, sondern beruhte auch auf den positiven demokratischen Lernerfahrungen, die junge Menschen so wohl nur bei den Jungdemokraten machen konnten.<sup>6</sup>

### *Vorsichtige Annäherung -Toleranz und Minderheitenschutz*

Michael Kleff stellt in seiner Arbeit fest, was auch andere Analysen bestätigen: Kein anderer Jugendverband in der jüngeren Zeitgeschichte hat ein breiteres und inhomogeneres Spektrum von Meinungen, Positionen, Herkunft und Interessen ausgehalten, als die Jungdemokraten. Stets war der Umgang mit Minderheiten ein toleranter, waren sich Mehrheiten bewusst, dass sie morgen Minderheit sein könnten und umgekehrt. Insofern kamen die Jungdemokraten von Weimar bis in die Gegenwart den liberalen Idea-

---

3 So erscheint im Nachlass Lemmers im Bundesarchiv und der Adenauer Stiftung nichts über die Jungdemokraten, die DDP und seine Gewerkschaftsmitgliedschaft werden eher am Rande erwähnt.

4 So vermerkt das Protokoll des Bundesjugendtages 1969 in Köln am 17.5. "zwischen 18.00 und 18.10 "Krawallbedingte Unterbrechung" - das Protokoll der BDK vom 8.-10.5. 1970 lautet "Die Bundesdelegiertenkonferenz schloss am 10.5. um 5.00 Uhr morgens."

5 So Florian Rödl und Helen Schwenken in diesem Band.

6 Hierzu auch Florian Rödl in seinem Beitrag "Aufstieg und Fall der JD um die Jahrtausendwende".

len des demokratischen Diskurses und des Minderheitenschutzes sehr nahe.

Ausschlüsse waren selten (Erich Lüth aus der DDP 1929); uns ist keiner während unserer aktiven JD-Zeit und danach bekannt - obwohl man sich, insbesondere im LHV<sup>7</sup>, engagiert politisch und mit Geschäftsordnungstricks bekämpfte. Toleranz trotz Schärfe der Auseinandersetzung ist eine ausgeprägte Eigenschaft, die den Jungdemokraten untereinander zu eigen war. Karl-Hermann Flach formulierte 1971: "Wer Minderheiten in ihren Rechten einschränkt, zwingt die Gesellschaft in Formen der Erstarrung. Geistige Freiheit und Minderheitenschutz sind daher für die Entwicklung der Gesellschaft unverzichtbar. Ihre Voraussetzung ist Toleranz"<sup>8</sup>.

Das "Leverkusener Manifest" der Jungdemokraten sagte im gleichen Jahr hierzu:

"Bei der internen Auseinandersetzung ist es für einen radikal-demokratischen, auf Rationalität verpflichteten, liberalen Verband selbstverständlich, dass auch mit von verbindlichen Beschlüssen abweichenden Meinungen die argumentative Auseinandersetzung weitergeführt wird und diese nur im äußersten Falle zur Abwendung schwerer Schäden vom Verband zugunsten anderer Mittel "politischer Auseinandersetzung" aufgegeben werden können. Die Jungdemokraten, die von der F.D.P. mehr innerparteiliche Demokratie fordern, müssen diese vorbildlich insbesondere durch Tolerierung von Minderheiten im eigenen Verband praktizieren. Vor allem sind Ausschlüsse aus dem Verband nur als wirklich letztes Mittel anzusehen..."<sup>9</sup>

In der Praxis gab es regionale Unterschiede und wenige Ausnahmen: Während die süddeutschen Liberalen es traditionell gewohnt waren, bei unterschiedlichsten Auffassungen auch über den Kapitalismus grundsätzlich Toleranz und Argumente über alles zu stellen, bekämpften sich Jungdemokraten und rechte FDP in den frühen 60er Jahren in NRW und Niedersachsen gegenseitig auch mit Parteiausschlussverfahren.

---

7 Siehe Kapitel "Exkurs in den LHV" im Beitrag des Hg. "Notizen aus der schwäbischen Provinz".

8 Karl-Hermann Flach, Noch eine Chance für die Liberalen, S. 13, Frankfurt, 1971.

9 Leverkusener Manifest von 1971 S. 4.

*Was macht denn nun Jungdemokrat\*innen aus?*

### *Jungdemokraten - aus der Minorität erfolgreich*

Jungdemokraten als relativ kleine Organisation agierten fast immer aus einer Minorität heraus, die nicht davon träumte, in Wahlen absolute Mehrheiten gewinnen zu können, wie etwa die Sozialdemokraten, oder meinten gar, von der Geschichte dazu ausersehen zu sein, als "Speerspitze der Arbeiterklasse" die Welt zu beglücken, wie die Kommunisten – darunter kleinste politische Sekten. Im Unterschied zu diesen lehrte uns das "Minderheit-Sein" - in der DDP in Weimar, in der FDP, an der Hochschule, auch in anderen Parteien - ausgeprägten Realismus. Es machte die Mitglieder der JD schnell respektlos gegenüber Macht und Autorität, stark und unerschrocken gegenüber Mehrheiten, mutig und frech bis zur Unverschämtheit und letztlich höchst effizient und erfolgreich. Wolfgang Kubicki trifft das in seinem Aufsatz mit der Formulierung "Für Bescheidenheit und Zurückhaltung waren wir nicht bekannt" auf den Punkt.

Ist es nötig, einen fehlenden Apparat zu kompensieren, kann Not zur Tugend werden: Ihre Positionen mussten sich Jungdemokrat\*innen vor Ort zumeist selbst erarbeiten. Es gab zwar Beschlüsse, aber viel weniger "Argumentationspapiere", vorgefertigte Pressemitteilungen für Kreisverbände, zentral gefertigte Flugblätter etc. von den Landesverbänden oder von der Bundesebene als bei Jusos und JU/Schülerunion oder MSB/SHB/RCDS. Man/Frau ging unter oder wurde argumentativ überdurchschnittlich stark - zumeist war letzteres der Fall.

### *Starke Bindungen an bürgerliche Schichten*

Sozialstrukturell gesehen waren die Jungdemokrat\*innen durchgehend ein Verband mit Wurzeln im Bürgertum der Weimarer Republik ebenso wie im Bildungsbürgertum der Bundesrepublik. In der Weimarer Zeit stand für die Jungdemokraten die Frage der Zusammenarbeit des Bürgertums mit der Arbeiterklasse stark im Vordergrund. Die den Jungdemokraten wichtigen Vorbilder der DDP Friedrich Naumann, Anton Erkelenz, linksliberaler Gewerkschaftsführer und Ludwig Quidde, Friedensnobelpreisträger, stehen für diese Linie. Politische Bündnispartner wurden in den Jungsozialisten und der SPD gesehen.

Die DJD nach 1947 waren ein "bürgerlicher Haufen" - überwiegend von Abiturienten und Studierenden, eher aus liberalen Mittelschicht-Elternhäusern als aus Arbeiterhaushalten. Das änderte sich ab 1965 bewusstseinsmäßig, aber nicht strukturell. So hatten die DJD auch in den 70er Jahren immer Mühe, "Lehrlingsreferenten" als gleichberechtigtes Pendant zu

"Schülerreferenten" zu finden. Demgegenüber war und ist die Zahl der ehemaligen Jungdemokrat\*innen in der Wissenschaft groß, ehemalige Jungdemokrat\*innen lehrten und lehren an vielen Hochschulen. Sie waren und sind darauf erpicht, die herrschenden Verhältnisse zu hinterfragen, radikal (lat. Radix = Wurzel) zu Ende zu denken und emanzipatorisch umzukrempeln.

*Radikaldemokratisches Denken formuliert in "Leverkusen"*

Der Satz "Der menschliche Erkenntnisprozess ist prinzipiell unabschließbar" im Leverkusener Manifest der Jungdemokraten ist wichtig. Weil es bei allem gesellschaftlichen Handeln darum gehen muss, "jedwede nicht demokratisch legitimierte Herrschaft von Menschen über Menschen jederzeit zu minimieren" und dass "Freiheitsrechte immer in Gefahr sind, sei es durch den Staat oder Kapitalinteressen, unterdrückt zu werden", dass sie niemals von "oben" gewährt, sondern immer wieder neu von "unten" erstritten werden müssen, sind weitere, die radikaldemokratischen Wertvorstellungen prägende Grundsätze.

Liberalismus ist die "Parteinahme für den Menschen durch Selbstbestimmung in Menschenwürde"<sup>10</sup> - und sozialer Verantwortung - dieser Grundgedanke, den Karl-Hermann Flach formulierte und weiter postulierte: "Liberalismus heißt Einsatz für größtmögliche Freiheit des einzelnen Menschen und Wahrung der menschlichen Würde in jeder gegebenen und sich verändernden gesellschaftlichen Situation" - für Liberale und Radikaldemokraten gibt es keinen gesellschaftlichen "Endzustand" sondern eine andauernde, auf qualitative Verbesserung gerichtete Politik, die sich immer wieder neu ihrer Ziele und Methoden versichern muss.

Radikaldemokraten geht es darum, *jede* nicht demokratisch legitimierte und kontrollierbare Herrschaft von Menschen über Menschen zu minimieren. Herrschaft, ob durch Kapital, Produktionsmittel, in der modernsten Form über Datensammlung oder proprietäre Software, ob durch Ideologie oder Religion, durch sexuelle oder rassische Diskriminierung abzubauen und zu bekämpfen. Insofern sind wichtige Wurzeln der Radikaldemokraten antiautoritär, antiklerikal und aufklärerisch.

---

10 Siehe auch These 1 der "Freiburger Thesen der Liberalen von 1971" Rohwolt März 1972, S. 59.

*Was macht denn nun Jungdemokrat\*innen aus?*

### *Wechselnde Bedeutung der "Basisarbeit"*

Politisierung von Jugendlichen verstanden Jungdemokraten seit den 70er Jahren als Anleitung zur Einmischung und Änderung der Verhältnisse. Wie weit dies gehen soll, war schon viel früher Gegenstand von Diskussionen. So vertraten die "Freideutschen" 1919 bis 1922 im Verband die Position, dass es Aufgabe des Jugendverbandes sei, zum politischen, moralischen und demokratischen Menschen zu erziehen, lehnten aber bewusst jede parteipolitische Einmischung ab, was 1922 zur Trennung vom "politischen" Mehrheitsflügel der Jungdemokraten führte, der sich als DDP - Jugendorganisation verstand. In den 50er Jahren ist über praktische "Basisarbeit" wenig bekannt. Seit "Leverkusen" 1971 und dem Beschluss der Zwei-Wege-Strategie fanden die JD über praktische Lösungs- und Hilfsangebote ihre jugendlichen Zielgruppen.

Anleitung zur Erstellung einer Schülerzeitung, Artikeldienste, Karikaturen, Druckvorlagen waren Elemente der "LISA"-Arbeit. Die Beratung von Kriegsdienstverweigerern zur Vorbereitung der "Gesinnungsprüfung" ebenso. Wie kann ich mit Seminaren zur SV-Arbeit, Beratung über Schüler- und Lehrlingsrechte am Arbeitsplatz, Neumitgliederschulung in Satzungs- Geschäftsordnungsfragen anknüpfen an alltägliche Fragen und Problemen der Betroffenen, ihnen helfen, ihre Rechte besser auszuüben, damit Lust auf "mehr", auf die Politisierung von Alltagsfragen zu wecken? *Ziel: Analyse - Strategie - praktische Umsetzung.* Das waren die klassischen Schritte jeder DJD-Arbeit. Gründung von KDV, Friedens- Mädchen- und Fraueninitiativen, Flüchtlingsräten und Migrantengruppen, Kirchenkritik und -provokation waren die Inhalte der Jungdemokraten-Arbeit. "Liberale Spektakel" und "Sommerlager"-Jugendkongresse und internationale Reisen: Erlebnisräume zur Politisierung, die weit über die Parteiarbeit einer Jugendorganisation hinaus reichten. "Liberale Zentren" als Kultur- und Diskussionszentren bis hin zu "Rundum-Angeboten", wie sie Heiner Jüttner am Beispiel der Aachener Strukturen beschreibt.

Discos oder Volksfeste dagegen, wie sie die Junge Union oder die SDAJ veranstalteten, waren nie die Sache von Jungdemokrat\*innen.

### *Die Vereinigung von Widersprüchen in sich oder: das Persönliche ist politisch*

In einigen Beiträgen dieses Bandes wird offensichtlich, dass die soziologische und politische Heterogenität der Jungdemokrat\*innen auch die Heterogenität in Fragen der persönlichen Prioritäten, des Macht- und Karriereanspruchs und -verhaltens einschließt. Der Widerspruch zwischen Solidari-

tät gegenüber den gemeinsamen Zielen und der Parteikarriere oder -Disziplin ist so alt wie der Verband. Er brach heftig bereits im Weimar auf, als der Vorsitzende Ernst Lemmer, der erklärt hatte, "zuallererst Jungdemokrat und erst dann DDP-Abgeordneter zu sein", 1928 gegen die Beschlusslage der Jungdemokraten für die Finanzierung des Panzerkreuzers A stimmte. Erich Mende, ehemals JD-Vorsitzender, wurde Ende der 70er Jahre zum Feindbild der DJD. Genscher und Scheel, einst JD und linksliberal, wurden 1982 zu hart bekämpften Betreibern des Verrats an der sozialliberalen Politik.

Einige Autoren erklären, warum die Zwei-Wege Strategie gescheitert sei, andere, wie sie funktioniert habe. Ob es nur einer "Reform" des Kapitalismus oder seiner "Überwindung" (als anzustrebender Prozess) bedürfe, bleibt hier offen und umstritten. Dass es strategische gemeinsame Interessen aus radikaldemokratischer und sozialistischer Sicht der Dinge und der Welt gibt, darüber herrscht zwar weitgehend Übereinstimmung, inwieweit aber marxistische Gesellschaftsanalyse und Kritische Theorie<sup>11</sup> der Bezugsrahmen jungdemokratischer Politik sind, darüber gibt es unter den Autor\*innen beachtlich unterschiedliche Standpunkte, die - auch das ist beachtlich - beide Seiten miteinander aushalten.

### *Zwischen Programmtreue und Anpassungsdruck*

Das Verhältnis zwischen Jungdemokraten und den linksliberalen Abgeordneten, die sie nach "Leverkusen" auf Landeslisten der Partei unterstützten, war zumeist spannungsgeladen. Damit ist nicht die offensichtliche "Verselbständigung" gemeint, wie sie z.B. Martin Bangemann und Klaus Rösch betrieben, die, kaum mithilfe von Jungdemokraten gewählt, schon 1974 wieder den Weg zurück zur CDU-Koalition einschlagen wollten. Später standen auch Andreas v. Schoeler, Gerhart Baum, Ingrid Matthäus-Maier u.a. in der Kritik, wenn sie Positionen aufgaben oder die JD gar öffentlich kritisierten, vor allem mitten in der sich anbahnenden "Wende" 1982. Zu dieser Zeit meinten die Jungdemokraten in ihrer Selbstwahrnehmung, eher taktisch und zurückhaltend zu agieren, wurden jedoch von manchen Linksliberalen zum Teil noch gebremst oder als zu radikal abqualifiziert.<sup>12</sup>

---

11 Hierzu ausführlich: Klaus Hansen (Hg.) *Frankfurter Schule und Liberalismus, Nomos, Baden-Baden* 1981.

12 Hierzu ausführlich der Beitrag im 2. Teil von Budich und Schelling aus den *"Liberalen Drucksachen"* 1983.

Derartige Kritik an den JD wurde besonders gerne von der konservativen Presse wie "Welt", "Rheinische Post" oder "Frankfurter Allgemeine" aufgegriffen und nützte den Betreibern der "Wende".

Schon lange vor 1982 kritisierten JD das ihrer Meinung nach vorherrschende Karriereinteresse als typischem Anpassungsmechanismus im parlamentarischen System oder in Regierungsämtern. Manche Mandatsträger waren diese Zwänge durchaus bewusst und sie stellten sich der Kritik. Andere reagierten geradezu allergisch, verstanden dies ausschließlich als persönlichen Angriff und wandten sich von den JD ab. Oder sie fühlten sich instrumentalisiert, konnten sich nicht vorstellen, dass dieselbe Befürchtung, instrumentalisiert zu werden, auch auf Seiten der Jungdemokrat\*innen bestand.

Allerdings ist auch hier die Wirklichkeit einer Programmtreue nicht schwarz-weiß, wie sie etwa Martin Budich in seinem Artikel beschreibt, sondern die Frage, wer die legitimierte "Basis" gewählter Abgeordneter ist. Kleine Parteien wie die FDP, die alle Mandate über die Landeslisten generieren, mögen hier eindeutige Positionen haben. Bei Abgeordneten, die ihren Wahlkreis direkt gewinnen, oder Einzelphänomenen wie z.B. Hans-Christian Ströbele, sieht das schon wieder anders aus. Hinzu kommt, was Roland Appels Mitarbeiter und Vertrauter Martin Böttger 1996 mit "Prozessdenken statt statischem Betonrühren" umschrieben hat: Es kann im Politikprozess, insbesondere einer Koalition<sup>13</sup> aussichtsreicher sein, durch kontinuierliches Verfolgen von vielen einzelnen Projekten einen tiefgreifenden Strukturwandel herbeizuführen, als sich auf die Erfüllung einzelner "Knackpunkte" zu versteifen.

### *Aufklärung durch Provokation der "Obrigkeit"*

Sich nicht mit Kirchenkritik an den Pfarrer zu wenden, sondern an den Vorsitzenden der Bischofskonferenz oder besser gleich den Papst zu provozieren, ist letztlich auch eine für Jungdemokraten typische Haltung: Kein falscher Respekt vor Thron oder Altar gehört zu Erscheinungsformen des radikalen Liberalismus seit 1848, seit Hecker, Struwe und Robert Blum. Mit Provokationen wie der "Pope-Show", einem öffentlich in der Fußgän-

---

13 Roland Appel war Fraktionsvorsitzender in der 1. Rot-Grünen Koalition in NRW 1995-2000. Der Streit um Garzweiler II sowie die Startbahnverlängerung in Dortmund führten zu tiefen Koalitionskrisen und im Ergebnis zur Schwächung linker Positionen und dem Verlust von deren Mehrheit innerhalb der Grünen NRW.

gerzone aufgestellten Guckkasten, in dem nichts anderes als die Karikaturen von Walter Moers, "Die Klerikalen" zu sehen waren, schafften es die Bochumer Jungdemokraten, wegen "Störung des Religionsfriedens" vor Gericht und in die bundesweite Presse zu kommen. Und auch die Gewohnheit, am Karfreitag "Das Leben des Brian" öffentlich aufzuführen, um damit das Feiertagsgesetz NRW anzugreifen, bleibt ein Beispiel, wie sich David erfolgreich mit Goliath anlegen kann - auch diese Aktionsform gehört zum politischen Werkzeugkasten von Radikaldemokraten.

*Grundrechte und Frieden - zwei essenzielle politische Ziele aller Generationen*

Ob man die Gründung der "Demokratischen Jugendvereine" 1919 untersucht, die junge Menschen zusammenführte, die vom "Wandervogel" kamen, ob die Krise der Weimarer Republik, die die Jungdemokraten spaltete, weil deren starker pazifistischer Flügel sich gegen die Fusion der DDP mit dem autoritären, hierarchischen und antisemitischen "Jungdeutschen Orden" wendete - aber auch während der Zeit des Vorsitzenden Ernst Lemmer -, die Jungdemokraten der Weimarer Republik traten für die Aussöhnung mit Frankreich und Polen, für eine europäische Friedensordnung, für Abrüstung ein und hatten einen sehr starken pazifistischen Flügel mit ihrer Symbolfigur<sup>14</sup>, dem Friedensnobelpreisträger von 1926, Prof. Ludwig Quidde.

Am Vorabend der Gründungsversammlung vom 27.4.1919 hielt Friedrich Naumann eine europapolitische Rede vor den Jungdemokraten. In den folgenden Jahren war die Entspannungspolitik - die durch die Ermordung des Reichsaußenministers Walter Rathenau einen Rückschlag erfuhr - immer wieder Thema auf dem Reichsjugendtag der Jungdemokraten. Der Friedenspolitische Kongress der Jungdemokraten 1926 in Nürnberg, der internationale Friedenskongress in Berlin 1929 - *Aussöhnung, Entspannung, Abrüstung* sind wichtige programmatische Ziele der frühen Jungdemokraten.

Dieselben Motive finden sich bei den Jungdemokraten nach der Wiedergründung 1946. Früher als alle anderen politischen Organisationen und Parteien zeigten die Jungdemokraten Entschlossenheit zum Dialog mit der

---

14 Prof. Ludwig Quidde, Mitbegründer der DDP und Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft war weit über der "Jungdemokratenalter" hinaus, trat aber häufig und an prominenter Stelle auf Jungdemokraten-Kongressen, Reichsjugendtagen und bei öffentlichen Kundgebungen als Redner für die JD auf.

"Sowjet-Zone", gegenseitigen Besuchen und Initiativen zur Verständigung. Jungdemokraten kämpften in den 50er Jahren *gegen Wiederbewaffnung und 1957 gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr* durch die Regierung Adenauer und ihren Verteidigungsminister F.J. Strauß. Dieses politische Thema zieht sich durch die Geschichte der Vorreiterrolle der DJD (hierzu der Beschluss zur Friedenspolitik und der Beitrag von Berthold Meyer in 2. Teil) bei der Formulierung der Entspannungspolitik der sozialliberalen Koalition bis zu den - mit der F.D.P.-Führung kontroversen - Initiativen zur *Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft, der Bekämpfung der NATO-Nachrüstung* und der konsequenten Mitarbeit der Jungdemokraten im KoFAZ, der Friedensbewegung und dem "Krefelder Appell" *gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen* in Mitteleuropa. Auch in der Phase der Grün-nahen Politik nach der "Wende" waren Jungdemokrat\*innen immer auf der Seite der Abrüstung, des Pazifismus und gegen Rüstungsexporte. Ebenso wie mit den Aktionen 2000 gegen die Re-Militarisierung der Republik.

Die Verteidigung und Vertiefung der *Grund- und Freiheitsrechte* in der Verfassung ist das zweite zweifellos alle Generationen von Jungdemokrat\*innen verbindende Thema. Schon die Weimarer Jungdemokraten kämpften nicht nur gemeinsam mit den Jungsozialisten und der Jugendorganisation der "Zentrumspartei" für die Verfassung, sondern setzten sich gegen die Todesstrafe, für ein liberales Scheidungsrecht, gegen den § 218 StGB ein. Die Jungdemokraten der Bundesrepublik waren mit ihrer Kritik an Aushöhlungsversuchen der Verfassung von Anfang an dabei, wandten sich gegen die Notstandsgesetze und Angriffe auf die Grundrechte durch Berufsverbote. Die Kampagne "Das Grundgesetz in die Gesellschaft hineingetragen" des Vorsitzenden Theo Schiller 1974 setzte das konsequent fort.

1979 zogen die Jungdemokraten mit „30 Jahre Grundgesetz“ Bilanz der Verwirklichung von Grundrechten und erinnerten an die Forderungen der liberalen Revolution von 1848 und der "Offenburger Volksversammlung 1849" - mit der Kampagne "Grundrechte verwirklichen-Freiheit erkämpfen". In den 80er Jahren bedeutete dies Kampf gegen die Volkszählung, gegen Sicherheits- und Überwachungsgesetze, für den Erhalt des Asylrechts 1993 und gegen die Vorratsdatenspeicherung. Auch in den 2010er Jahren blieben Jungdemokraten der Verteidigung der Grund- und Freiheitsrechte treu. Kritik der Digitalisierung und der damit verbundenen Überwachung sowie der damit verbundenen Gefährdungen der Persönlichkeitsrechte war und ist für Jungdemokrat\*innen Kern der Aufklärung. Strafrechtsreform, Reform des Strafvollzugs und die Entwicklung des Datenschutzes bleibt mit den Jungdemokrat\*innen eng verbunden.

## Teil 1: 100 Jahre Jungdemokrat\*innen Lesebuch - Wer wir sind und was wir woll(t)en...

"Der Kapitalismus als vermeintlich logische Folge des Liberalismus lastet auf ihm wie eine Hypothek. Die Befreiung des Liberalismus aus seiner Klassengebundenheit und damit vom Kapitalismus ist daher die Voraussetzung seiner Zukunft. " ...  
"Die Auffassung, dass Liberalismus und Privateigentum an Produktionsmitteln in jedem Fall identisch seien, gehört zu den Grundirrtümern der jüngsten Geschichte, die in unserer Zeit fortleben."

*Karl-Hermann Flach, "Noch eine Chance für die Liberalen", 1971*

Es geht letztlich darum, die großen europäischen Revolutionen, die französische von 1789, *die fehlgeschlagene bürgerliche Revolution von 1848* und die russische von 1917 miteinander zu versöhnen. *Demokratischer Sozialismus, Radikale Demokratie* und Liberalismus sind eben nicht "Feuer und Wasser", sondern in ihrem unsprünglichen Bemühen um den Menschen *und um Gerechtigkeit* durchaus vereinbar.  
*Von den Herausgebern ergänztes Zitat Karl-Hermann Flachs aus der gleichen Quelle*

Solange eine Regierung, den Bezugsrahmen des Kapitalistischen Systems anerkennt, solange ist sie gezwungen, eine Politik gegen die Interessen der Bevölkerungsmehrheit zu verfolgen.  
*Beschlusslage der Jungdemokraten seit 1971*

Anfang 2019 verfügten 26 Personen über mehr Vermögen, als der Rest der Bewohner des Planeten Erde. 2018 waren es noch 42 Menschen, die soviel besaßen, wie die übrige Bevölkerung<sup>1</sup>. Die Ungleichheit wächst: Während die etwa 2.000 Milliardäre im Vorjahr um täglich 2,5 Milliarden US-Dollar reicher wurden (+12%) , wur-

---

1 Quelle:<https://www.merkur.de/wirtschaft/oxfam-studie-42-milliardaere-mit-unfassbarem-besitz-zr-9546399.html>

de die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung täglich um 500 Millionen US-Dollar ärmer.<sup>2</sup>

„Oxfam“ im Januar 2019

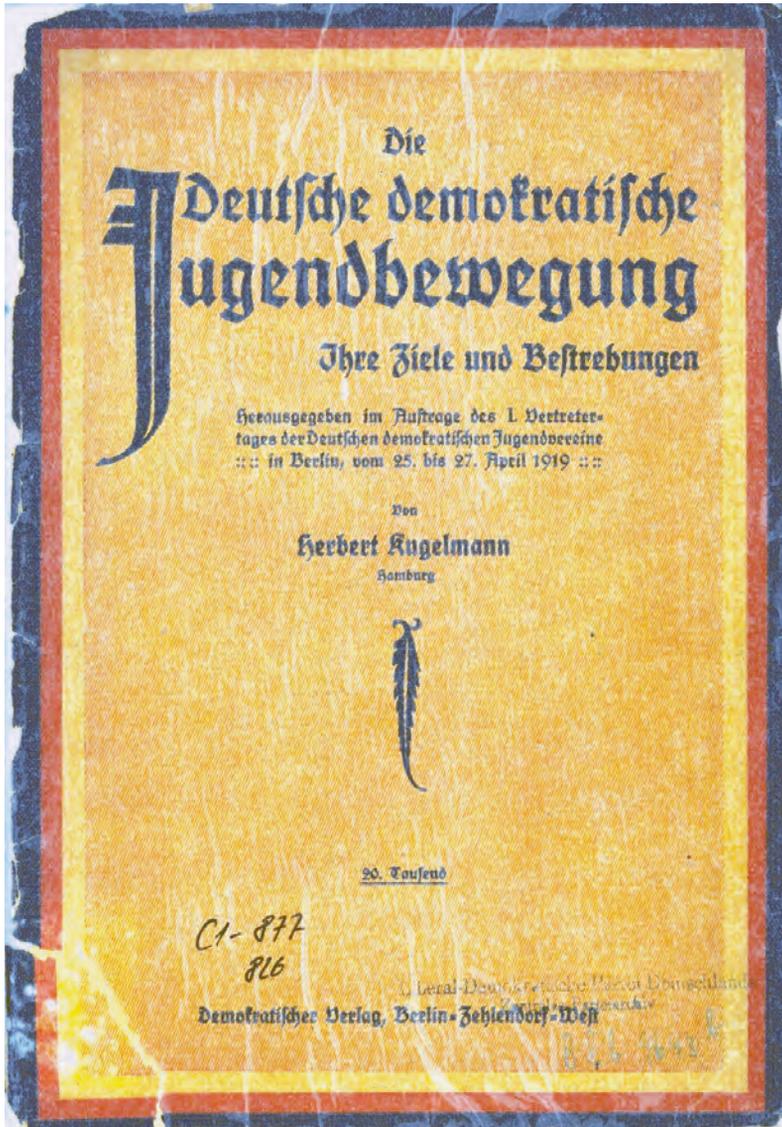
Ein Großteil davon lebt ohne sichere Wohnung, Bildung, Arbeit, demokratische Rechte, Gleichberechtigung oder medizinische Versorgung. Ohne Schutz vor Kriminalität, ohne soziale Teilhabe, in Ausbeutung und leidet unter der Zerstörung der natürlichen Ressourcen und/oder religiösem Fanatismus - oder befindet sich im Krieg.

*Die Herausgeber 2019*

---

2 Quelle: „ARD Tagesschau“ und „Bayerischer Rundfunk“ am 21.1.2019 <https://faktenfinder.tagesschau.de/hintergrund/oxfam-faktencheck-101.html>

Epoche 1: Demokratische Jugendvereine und Jungdemokraten  
in der Weimarer Republik



## An die Jugend Großdeutschlands!

Die vorliegende Schrift soll Euch Aufklärung geben über die Ziele und Bestrebungen der demokratischen Jugendbewegung. Es ist an Euch, dafür zu sorgen, daß die Zukunft unserer Partei und damit auch die Zukunft unseres Vaterlandes von richtigen Männern auf richtige Wege geleitet wird. Darum gilt unser Ruf heute:

### Organisiert Euch!

Tretet ein in die deutschen demokratischen Jugendvereine und, wo keine existieren, gründet solche, damit Ihr von Eurem Wahlrecht zum Jugendtag in Kassel und zu dem darauf folgenden Parteitage Gebrauch machen könnt. Es gilt die Zukunft unserer Partei und unseres Vaterlandes. Wenn Ihr mithelfen wollt, das Werk aufzubauen, daß Euch Eure Zukunft sicherstellen soll, so steht nicht müßig zurück. Kommt und helft uns im Kampf für die Befestigung unserer demokratischen Sache!

Bund Deutscher demokratischer Jugendvereine!

# Die gesellschaftlichen Grundlagen des Liberalismus und der Demokratie

Referat gehalten am Jungdemokratentag in Bamberg

[September 1926]

*Julie Meyer<sup>1</sup>*

In dem Kampf, in dem wir Nichtsozialisten alle gegen die materialistische Geschichtsauffassung stehen, sollen wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß heute der Politiker nicht wie der Gelehrte allein der Kraft seiner Erkenntnis oder wie der Mönch seiner mystischen Eingebung folgen kann, sondern er gebunden ist an die Gemeinschaft, in der er steht. Der Politiker kann sich die splendid isolation des Geistes nicht leisten, er orientiert sich an der Mitwelt. Wille und Wirken sind daher an die gesellschaftlichen Zustände gebunden.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den reinen Ideen des Liberalismus und der Demokratie, wie sie etwa hier Schiller und dort Uhland in die Form der Dichtung gegossen und ihren gesellschaftlichen Erscheinungsformen.

Der Liberalismus ist entstanden mit dem Emporkommen des städtischen Bürgertums, das ebenso wirtschaftlich wie geistig begründet war und dem wir das Entstehen des Kapitalismus wie der humanitären Freiheitsidee verdanken. Man hat sich daran gewöhnt, in dieser Emanzipation des dritten Standes nur die Ueberwindung der Herrschaft des Adels zu sehen. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß dieses Bürgertum sich auf der anderen Seite losgesagt hat von der Masse des machtlosen und in seinen Augen auch kulturlosen Volkes. Der Bauer ist ihm der ungebildete, ungeschliffene Mann. In diesem Bürgertum herrscht ein starkes Gefühl für den Wert der eigenen Persönlichkeit und dieses Ichbewußtsein ist die Grundstimmung des Liberalismus. Für den Menschen wird die absolute Freiheit gefordert und in strenger Isolation steht er zu der Gesellschaft, zum Staat, die ihn binden wollen. Nie ist die Fremdheit zwischen dem Ich und dem Du in der Kulturgeschichte stärker empfunden worden als im Li-

---

1 Abschrift aus dem "Echo der jungen Demokratie" Herausgegeben von Otto Stündt, und Julie Meyer, Nr. 10, Nürnberg, 1926 S. 177-181.

beralismus. Für die Weiterentwicklung des Liberalismus gab es theoretisch zwei Möglichkeiten; einmal die zum anarchischen Gedanken, der auch dem Staat nicht das Recht gibt, in die Freiheit der einzelnen einzugreifen; dann die zum sozialen, der die Vorbedingung freien Menschentums für die Entwicklung des Ichs Allen schaffen will. Man könnte sagen, daß sowohl Bakunin wie Friedrich Naumann geistig die Söhne des Liberalismus sind.

Doch die meisten Liberalen sind weder den Weg Bakunins noch den Friedrich Naumanns gegangen. Diese Städter entwickelten sich immer mehr zum fetten Volk, für das nicht mehr die geistigen Werte, sondern allein der wirtschaftliche Nutzen maßgebend war. Ihr Liberalismus bestand nicht mehr in einem idealischen Freiheitsbegriff, sondern in der Forderung der Freiheit des Geldverdienens für die wirtschaftlich Starken. Damit wurde er zu einer Wirtschaftspartei und heute ist der Liberalismus mit dem eigentlichen Bürgertum, das eben nicht nur aus jenem fetten Volk bestehen konnte, erledigt. Es gibt keinen geschlossenen Stand des Bürgertums mehr. In einen Stand wird man hineingeboren, aber wo sind heute noch die Familien, deren Angehörige sich in gleicher gesellschaftlichen Lage befinden? Die gesellschaftliche Struktur der Familie ist gesprengt und damit hat die Tatsache des Standes ein für allemal aufgehört. An seine Stelle sind die Klassen getreten, Gruppen von gleicher Interessenlage: die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer. Auch die Urbanität, die städtische Kultur wird nicht mehr von den alten Schichten getragen. Die Arbeiterschaft drückt ihr den Stempel auf.

Wenn man heute noch von Bürgertum und Liberalismus spricht, so ist das Wort nur eine Maske für dreierlei Dinge: einmal für das Minderwertigkeitsgefühl jener Menschen, denen Krieg und Inflation die wirtschaftliche Grundlage bisheriger Lebenshaltung genommen haben und die ein unpassendes bürgerliches Bewußtsein als Schutzwall gegen die Deklassierung benützen. Oder eine Maske für wirtschaftliche Machtbestrebungen, die durch nichts greller beleuchtet werden, als durch jenen undemokratischen Ausspruch, den der demokratische Reichstagsabgeordnete Fischer vor wenigen Tagen auf der Tagung des Hansabundes getan hat, nämlich, daß es so weit kommen müsse, daß der Staat sich nicht mehr um das Wohl jedes einzelnen seiner Bürger kümmere. Weiter kann das Wort Liberalismus die Hülle für die romantische Sehnsucht nach vergangenen Zeiten sein, wobei man so ein bisschen Gefühl für Freiheit und gar keines für die Revolution hat.

Der demokratische Gedanke ist nahezu gleichzeitig mit dem liberalen entstanden und es ist falsch, zu meinen, daß er erst von ihm aus sich entwickelt habe. Er ist nicht in den großen Städten erwachsen, sondern in den

Kleinstädten und auf dem Land. Seine Träger waren Kleinbauern, Handwerker, Kleingewerbetreibende. Hier in Bamberg loderte der demokratische Gedanke zuerst in der Revolution des Jahres [18]48 auf und für ihn kämpfte und unterlag dann das Gärtnerproletariat. Die Ideenwelt der Demokratie ist nicht, wie die des Liberalismus, ein Erzeugnis der Philosophie. Alte Vorstellungen von genossenschaftlichem Leben, von freier Bauernschaft, wenn auch manchmal historisch nicht immer ganz richtige, bildeten die Grundlage. Das gesellschaftliche Grundgefühl ist nicht das Ich und Du, sondern das Wir. Dieses Wir kann beschränkt bleiben auf das eigene Volk und durchaus militaristischen Gedanken Raum geben. Es kann sich aber auch weiten zum Wir der ganzen Menschheit, zum Pazifismus. Heute ist der demokratische Gedanke in seinen alten Trägern kaum mehr lebendig. Diese haben ihre selbständige Existenz verloren.

Der Kleinbauer ist abhängig von den Organisationen der Groß-Agrarier, der Handwerker und Kleinhändler von den großen Industrie- und Arbeitgeber-Verbänden und es ist noch nichts von einer Auflehnung gegen diese Zustände in diesen Schichten wirklich wirksam geworden. Eine weitere Gefährdung der Demokratie besteht darin, daß es in Wirklichkeit heute keine Volksgemeinschaft gibt. Es gibt Klassen, die im heutigen Kampf miteinander stehen. Man soll nicht meinen, daß dabei der sozialistische Klassenkampfgedanke bar jedes Idealismus sei. Er hat das Proletariat „entproletarisiert“, ihm einen festen Boden gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Solidarität gegeben. Die Menschen sind in Deutschland wenige, die heute nicht klassenmäßig gebunden sind: einzelne freidenkende oder deklassierte. Daraus erklärt sich auch die Kleinheit der demokratischen Partei und weiterhin, daß sie immer wieder vor der Gefahr des Sündenfalls ins Bürgerliche steht. Bei Leuten, wie Geßler oder Fischer wird man das Gefühl nicht los, daß sie immer wieder das verlorene Paradies suchen und um den Preis es zu erreichen, sogar bereit sind, nicht mehr vom Apfel der Erkenntnis zu essen.

Unsere Aufgabe aber ist es, mit Fanatismus erkennen zu wollen, das Gefühl des Wir mit einem in seinem Schweiß arbeitenden Volk aufrecht zu erhalten. Auch wir können nicht eine Insel zwischen den Klassen bilden und auf ihr einen zeitfremden Samen säen. Er müßte verdorren. Wir müssen im Kampf der Zeit Stellung nehmen und uns zu jenen schlagen, die Not leiden. Deswegen stehen wir heute Schulter an Schulter neben der Arbeiterschaft. Weiter wissen wir, daß man heute nicht erhalten kann, sondern immer noch niederreißen muß. Vielleicht finden Sie das Wort in meinem Munde lächerlich. Aber ich kann es nicht unausgesprochen lassen: „Der Glaube ist zum Ruhen gut, doch bringt er nicht von der Stelle, der Zweifel in ehrlicher Männerbrust, der sprengt die Pforten der Hölle.“ Wir

müssen die Hölle von heute sprengen und auch die jetzige Demokratie ist kein Himmel. Sie hat genau dasselbe getan wie der Liberalismus und sich der Wirtschaft verschrieben. Was wir heute haben, ist nicht die Herrschaft des Volkes, sondern die Herrschaft der Banausen. Banause aber war den alten Griechen der Mann, der nur auf den persönlichen Vorteil bedacht ist.

Es ist gestern wie heute hier viel von Staatsgedanken geredet worden. Auch hier müssen wir manches von der unbedingten Gläubigkeit streichen. Wohl brauchen wir nach innen für den Staat Autorität, aber wie sieht es mit dem anderen Teil seines Wesens, der Souveränität aus? Sind nicht die Völker Europas nahe daran, sie zu überspannen und sich damit den eigenen Völkerbund und die Völkerverständigung für die Zeit ihres Bestehens und der Geschichte zu verderben?

Wir glauben eine demokratische Regierung zu haben. Wohl ist sie vom Volk gewählt, aber es fehlt die Volkskontrolle. Die Verfassung würde sie gewährleisten, aber man hat eine herrliche Auslegung für den Begriff des Hochverrates und des Landesverrates gefunden, welche die öffentliche Meinung mundtot macht. Wenige wie Quidde, der heute unter uns weilt, haben es gewagt, sich eher verhaften zu lassen, als die Wahrheit nicht zu sagen. Ich glaube, dieses Dasein Quiddes soll uns mehr Führertum bedeuten, mehr Wege weisen, als all unsere Reden, hinter denen noch keine Taten stehen. Von der Hölle der Justiz sind unsere Zeitungen voll. Aber nicht nur die Dinge, die in politischen Prozessen vorkommen, müssen uns mit Bitterkeit erfüllen. Es gibt nichts Grausigeres als die Zahl der Todesurteile zum Teil an noch jungen Menschen, welche die bayrische Regierung in den letzten Jahren bestätigt hat. Es gibt nichts Unheimlicheres als die Art und Weise, in der die Untersuchungshaft gehandhabt wird. Der Fall Höfle hat Aufsehen erregt, aber wieviele sind vor ihm unbekannt und ohne daß die Presse darüber schrieb, in deutschen Gefängnissen geistig und körperlich vernichtet worden? Ich frage Sie, was wäre aus Haas geworden, wenn seiner Familie nicht die Mittel zur Verfügung gestanden hätten, die öffentliche Meinung zu organisieren? Es sind diese Dinge nicht der einzige Schandfleck heutiger deutscher Kultur. Der Potemkinfilm, jene Darstellung der Auflehnung gegen das Unrecht und der Verbrüderung der Menschen, also Grundgedanken der Weimarer Verfassung, wurde im republikanischen Deutschland verboten. Allerdings auch ich könnte mir denken, daß, wenn die Frauen der bei Perlach ermordeten Arbeiter – die Tat ist bekanntlich noch ungesühnt – den Film sehen würden, sie sicher nicht ruhigen Blutes blieben. Mag nun der Film an unseren Augen vorbeiröhlen oder nicht, wir sollen nicht ruhig dieser Welt zusehen, die nicht ist, wie sie nach Krieg und Revolution und nach dem heißen Sehnen ihrer Besten sein müßte.

Auch die Parteien, die Träger der Demokratie, die Organisation des politischen Volkes, sehen nicht anders aus, wie der Staat selbst. In ihnen herrschen gleichfalls die Nützlichkeitsmenschen, frißt die Bürokratie alles wirkliche Leben. Hier liegt unsere Schuld: Freilich kann in keiner Partei irgendein Mensch in diesem hochkapitalistischen Zeitalter den Einfluß der Geldgeber, seien es nun einzelne Personen oder Verbände, mit ihnen entsprechenden Mitteln bekämpfen. Eines aber können die Geldleute nicht, das Volk erwecken: Wir müssen hinausgehen, müssen den Schrei aus dem Volk organisieren, damit wieder Bewegung wird, wo heute nur falsche Kultur herrscht.

Liebe Freunde! Ich bin mir klar darüber, daß ich hier keine Ideologie der Demokratie gegeben habe, sondern nur Einzelheiten, Gedanken, die aus den uralten Grundideen der Gerechtigkeit und der Freiheit kommen. Auch mir wäre es lieber, heute zu sagen, wir wollen aufbauen, wir wollen Ruhe in uns und um uns, aber kaum etwas von dem Bestehenden ist wert, erhalten zu werden. So müssen wir immer noch kämpfen und wenn dabei ein Neues entsteht, so mag die Geschichte in späteren Jahrzehnten diesem den Namen einer Weltanschauung geben.

Unser tragisches Schicksal ist es aber, daß wir leben und politisch arbeiten müssen, ohne den festgefügteten Boden der Ideologie. Das unterscheidet uns vom Jungzentrum, das die große Bindung an den Katholizismus hat, von den Jungsozialisten, welche die Bindung an den Zukunftsstaat haben. Für uns gibt es nur die Hingabe an dieses wechselnde, bewegte Leben und den Willen, ihm gegenüber wahrhaft und gerecht zu sein und, wenn wir können, gütig.



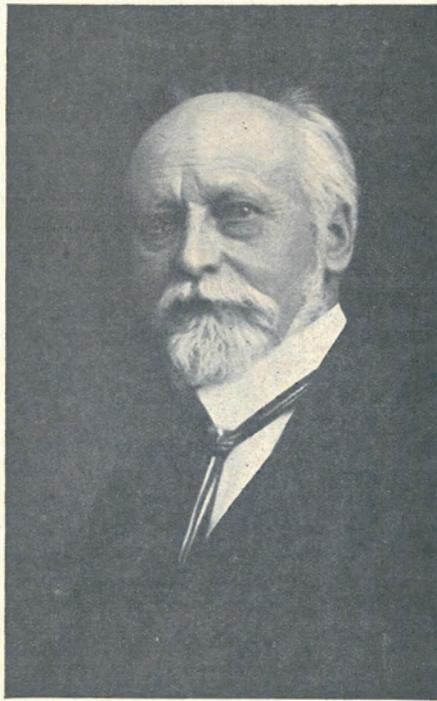
*Bayerische Jungdemokraten 1923: Otto Stündt, 4.v.l., Julie Meyer, 4.v.r.*



*Brandenburgische Jungdemokraten, Pfingsten 1931 am Springsee  
(Beide: Archiv d. Liberalismus, FNS Gummersbach, Deposit Fuhlrott)*

Ludwig Quidde, der Nobelpreisträger "Echo der jungen Demokratie" Nr. 11/12, 1926

240



Ludwig Quidde

## Ludwig Quidde der Nobelpreisträger.

Auch für dieses Heft wollte uns Quidde wieder eine Schnurre aus dem Wahlkampf schicken. Diese liegt daheim auf seinem Schreibtisch und er, unser großer Freund, auf den wir so unmäßig stolz sind, wird in Oslo von der ganzen Welt gefeiert. Wir trauen uns nicht recht, trotz unserer frohen Herzen, denn Quidde, der ewig jugendliche Demokrat, läßt sich nicht gerne feiern und preisen. Kämpfen ist besser, mit dem Gefeiertwerden hat es Zeit, bis man alt wird. So wollen wir nicht von der Größe seiner Persönlichkeit, von ihrer Reinheit, ihrem Charme und ihrer Kämpferleidenschaft erzählen.

Aber es ist von unendlicher Bedeutung, daß die Lebensarbeit Quiddes diese öffentliche Anerkennung gefunden hat. Das stärkt und stärkt die Arbeit für den Frieden. Daß es ein deutscher Mann der Friedensbewegung ist, der heuer den Nobelpreis erhält, muß doch der Welt zeigen, daß Deutschland nicht allein angefüllt ist mit Militaristen und Romantikern der alten Zeit. Quidde hat für den deutschen Namen in der Welt einen großen Sieg errungen. Er darf überzeugt sein, daß auch seine Friedensidee in Deutschland nicht aufhören wird zu wirken und daß in fernen Zeiten, wenn man von Kriegen wie heute von Pest und Cholera spricht, sein Name unter denen genannt wird, die zuerst um die Befreiung der Welt von der Geißel des Krieges gekämpft haben.

So grüßen wir Quidde und gratulieren ihm. Wenn wir einen weiteren Wunsch haben, so den, daß, wie Quiddes Friedensgesinnung Anerkennung gefunden, so auch seiner demokratischen, die eng mit ihr verbunden, für die er radikal und furchtlos schon in der alten Deutschen Volkspartei gekämpft hat, der Sieg zuteil werde, auch innerhalb der DDP.

Aus Quiddes „*Caligula*“: Quidde war wegen Majestätsbeleidigung 3 Monate im Gefängnis gesessen und erzählt nun: „Als ich am 10. Oktober gegen Mittag herauskam, fuhr ich direkt auf den Parteitag der Deutschen Volkspartei in Ulm; man hatte ihn meinerwegen einige Wochen später angefaßt, als sonst üblich war. Den Empfang kann man sich vorstellen. Ich mußte natürlich beim Begrüßungsabend sprechen und sagte unter anderm: Ich komme, wie Sie wissen, aus dem Gefängnis wegen einer Majestätsbeleidigung, die ich nicht begangen habe. Das schmerzt mich, wenn ich daran denke, eine wie schöne Majestätsbeleidigung man für 3 Monate Gefängnis schon hätte verüben können! Als ich im Lauf der Rede, ohne schon am Schluß zu sein, auf die Freiheit zu sprechen kam, stimmte die Militärkapelle, die für den Abend gewonnen war, einen Tusch an. Conrad Hausmann zog aus seiner Rede den Schluß, die Besserungstheorie des Strafrechts sei durch diese Erfahrung glänzend widerlegt; ich sei ja schlimmer herausgekommen als hineingegangen.“

## Im Kampf um die Partei

*Otto Stündt*<sup>1</sup> [1928]

Die allgemein erwartete Niederlage der Deutschnationalen ist programmäßig eingetroffen. Die Sozialdemokratie hat ebenso programmgemäß ihren Sieg davongetragen. Es hat ihr die Mandate nur so zugeschnitten. Nicht allzuvielen aber haben gehnt, daß auch die Deutsche Demokratische Partei trotz ihrer Oppositionsstellung nicht einmal ihren Bestand auch nur einigermaßen würde halten können. Sie hat von 32 Mandaten 7 verloren und ist damit sogar noch unter den Tiefstand vom Mai 1924 herabgesunken (28 Mandate). Dieses Wahlergebnis zwingt alle, die an dieser Partei irgendwie interessiert sind, die Frage ihrer Existenzberechtigung auf das Ernsthafteste zu prüfen. Denn die Partei hat zuletzt in ihrer Oppositionsstellung eine im allgemeinen klare und richtige Politik getrieben. Sie hat, wenigstens in einer großen Reihe von Reichsteilen, gerade in den letzten Jahren ihre Organisation gut ausgebaut, sie war im Wahlkampf rege und muß nun vor diesem Ergebnis stehen. Es kann in keiner Weise für sie ein Trost sein, daß auch die Deutsche Volkspartei trotz ihrem Stresemann immerhin 6 Mandate verloren hat.

Wir haben genau vor einem Jahr an dieser Stelle in unserer Berichterstattung über den Reichsparteitag der Deutschen Demokratischen Partei in Hamburg geschrieben:

„Es muß zur Ehre der Deutschen Demokratischen Partei gesagt werden, daß sie bis zum heutigen Tag noch den Versuch macht, eine neue Partei des neuen Deutschlands werden zu wollen. Sie ist auch nicht als neue Partei gegründet worden. Sie ist, das war ihr schwerer Geburtsfehler, gegründet worden von zweien alten Parteien her, von Führern dieser beiden alten Parteien zusammen mit einigen neuen Männern und Frauen. Sie nahm wohl einen neuen Namen an und gab sich auch ein neues Programm. Die Namen: Hugo Preuß, Friedrich Naumann, Walter Rathenau werden als

---

1 Otto Stündt, langjähriger bayerischer DJD-Landesvorstand und Mitherausgeber des "Echo", kommentiert in diesem Beitrag vom 8.6.1928 in der Ausgabe Mai/Juni 1928, S. 90-94 die Reichstagswahlen, bei denen die DDP drastische Stimmenverluste erlitt. Im gleichen Heft wenden sich die Jungdemokraten gegen Fusionsgedanken der DDP mit der DVP.

Demokratenführer in der deutschen Geschichte einst melden, welche Kräfte diese Partei der jungen Republik geschenkt. Die Partei hat in Jahren, wo sie noch stark war, wo sie noch Macht, noch Geld, noch Zeitungen in großer Zahl hatte, versäumt, die Anhängerschaft, die ihr zunächst folgte, durch gute Organisation, durch ständige und geschickte Erziehungsarbeit, noch schnell genug zu wirklichen Demokraten, zu wirklichen Männern und Frauen des neuen Zeit- und Volksgeistes umzuerziehen.“

Heute muß nun die große Aussprache einsetzen über die weitere Lebensfrage dieser Partei. Wir verweisen dabei auch auf die unter der Rubrik „Bemerkenswerte Artikel“ erwähnten Aufsätze in bekannten Zeitungen und Zeitschriften, die sich bereits damit befassen. Man hat uns Jungdemokraten es oft in der Partei übelgenommen, daß wir derart stürmisch, wie wir seinerzeit taten, Geßlers Ausschluß verlangten, daß wir konsequente Haltung in der Frage der Todesstrafe forderten, Ablehnung des von Jahr zu Jahr stärker ansteigenden Reichswehretats. Wir wußten, warum. Von der Stunde an, in der Petersen die Parteiführung an Koch abgab, hätte sich die Partei endlich bis zum letzten Mann darüber klar werden müssen, daß sie wirklich voll und ganz eine Partei des Neuen Deutschlands sein mußte, daß die schwarz-rot-goldene Fahne nicht einmal eine Gösche der „Liberalen Vereinigung“ mehr vertrug. Heute gibt es Demokraten, die sich noch wundern, daß Hunderttausende von wirklichen Nichtsozialisten bei dieser Wahl trotzdem die Sozialdemokratie eben als größte republikanische Partei Deutschlands gewählt haben. Es zeigt sich, daß die Anziehungskraft der einfachen Tatsache der größten Massenpartei doch noch weit größer ist, als aller Reiz, den „die Partei so vieler guter Köpfe“ auszuüben vermag, wohl nur aber deshalb, weil diese Partei der Köpfe doch als „nicht sicher genug“ für jeweilige praktische Abstimmungen betrachtet wurde.

Bei diesen Wahlen hat Alles, was mit „politischer Mitte“ irgendwie zu tun hatte, auch verloren. Nur die rein wirtschaftlichen Interessengruppen, Wirtschaftspartei, Deutsche Bauernpartei machen eine Ausnahme. Wir wollen heute hier, da es wirklich um andere Dinge geht, nicht von Agitationsfehlern der Partei sprechen. Aber das steht für uns fest, daß das an und für sich schöne und auffallende Plakat: „Hin zur Mitte“! in jeder Hinsicht ein Fehler war. Es hat die nicht anziehen können, die wirklich vielleicht noch „hin zur Mitte“ wollten. Denn dazu war es zu entschieden, zu begeistert schwarz-rot-gold. Alle entschiedenen Republikaner aber, die sich über dieses schwarz-rot-gold freuten, fühlten sich von dem „Hin zur Mitte“! abgestoßen. Die D.D.P. wollte immer zu sehr es Allen recht machen und hat es gerade so mit Allen verdorben.

Selbst die Zentrumswählerschaft hat bei dieser Wahl bewiesen, daß sie Schwankungen in der Politik nicht mehr so wie einst vor dem Krieg verträgt. Das Zentrum und die Bayerische Volkspartei haben ihre Teilnahme an der Rechtsregierung mit Verlust von 10 Mandaten bezahlt.

Es ist auch kein Zufall, daß Ernst Lemmer ausgerechnet in Pommern 1500 Stimmen gewann und andererseits gerade die namhaftesten Parteiführer teilweise derart katastrophal verloren.

Die Partei sowohl wie auch jeder Einzelne darf jetzt unter dem Eindruck einer Depression von der Wahlniederlage nicht sofort eine endgültige Entscheidung treffen. Aber das steht fest, daß es so nicht weiter gehen kann.

Wir begrüßen aufrichtig den Aufruf Theodor Wolffs im „Berliner Tageblatt“, den Ruf nach einer klaren republikanischen Partei. Die Teile der Deutschen Demokratischen Partei, die sich gesellschaftlich oder auch wirtschaftlich mit der Deutschen Volkspartei oder Teilen von ihr irgendwie verbunden glauben, mögen endlich diese Fusion vollziehen. Das sogenannte „liberale Bürgertum“ mag seine Mischmaschpartei gründen, die dann immerhin noch eine etwas politischere Konkurrenz gegenüber der Wirtschaftspartei werden wird und in der die Demokratie gewiß auch, wenn auch recht „gemäßigt“, vertreten sein wird.

Wir müssen aber erkennen, daß die Sozialdemokratie von heute breitesten Volkskreisen doch immer noch als in erster Linie Arbeiterpartei betrachtet wird und vielleicht gar nicht mit Unrecht oft genug Wert darauf legt, auch so betrachtet zu werden. Ihrem Programme nach dient sie dem Sozialismus. In der Praxis treibt sie demokratische Politik, oft so gemäßigte, daß auch sie uns Jungdemokraten schon manchmal zu rechts vorkam.

Die Deutsche Demokratische Partei ist die ausgesprochene Verfassungspartei von Weimar. Mit jedem Jahr, wo es daran ging, die Ideen von Weimar mehr in die Praxis der harten Wirklichkeit im Widerspruch mit reaktionären Kräften umzusetzen, zeigte sie sich dazu zu loyal, zu tolerant, zu lau, und ging deshalb hauptsächlich so zurück. Es muß endlich die Partei erstehen, die mit Leidenschaft kämpft. Wo waren die Plakate der deutschen Demokratischen Partei, die im letzten Wahlkampf für diese Partei „gekämpft“ hätten? In diesen Wahlkämpfen unserer Zeit kann eine Partei, die dem Werdenden dienen will, nur noch siegen, wenn sie von vorn herein selbst mit unbedingtstem Siegeswillen, mit der Leidenschaft eines Glaubens, mit der großen Sehnsucht nach dem Sieg in die Wahlschlacht zieht. Ein großer Teil hochachtbarer Anhänger der D.D.P. ist bei seiner Saturiertheit trotz gutem Willen zur Demokratie solcher Eigenschaften nicht mehr fähig. Das Neue, die soziale Gesinnung und der demokratische Wille, wollen nicht nur mit Sachlichkeit und Klugheit vertreten sein, sondern

sie brauchen die heiße Liebe und Leidenschaft des Temperaments, um gegenüber der erstarrten kalten und konservativen Welt durchgesetzt werden zu können. Es gibt Leute, die behaupten: An Fusion dürfe doch nur der denken, der auch von einem Partner wisse, daß er mit ihm gehen könne und wolle.

Das ist wohl richtig. Die Deutsche Volkspartei mag vielleicht glauben, daß sie es noch nicht so nötig hat, sich nach einem solchen Partner umzusehen. Vielleicht ist ihre bisherige Zurückhaltung auch nur Taktik. Gerade sie ist aber nicht nur von Stresemann gegründet, sondern so stark unter diesem aufgebaut, daß der ihre Wählerkreise anziehende Schlachtruf: „Was geh'n denn uns die Andern an? Wir wähl'n wie Gustav Stresemann“, dieser alten Karussellpartei doch noch einmal zum Verhängnis werden wird. Denn ein einziger Mann kann auf Dauer keine Partei darstellen.

Parteien sollen aber u. E. so wenig Selbstzweck sein, daß die Betrachtungen der Demokratischen Partei überhaupt nicht davon geleitet sein dürfen, ob sie einen Fusionspartner finden wird oder nicht. Diese Betrachtungen würden heute gewiß nicht angestellt werden müssen, wenn die Demokratische Partei nicht bei ihrer Gründung aus zwei alten Parteien eben durch den politischen Fehler einer Fusion hervorgegangen wäre. Wir hoffen, daß der rechte Flügel der Partei endlich den Weg, unseretwegen mit oder ohne „Liberale Vereinigungen“ zu den anderen „Liberale“ finden möge. Ob wohl die 9 Stahlhelmmitglieder der Reichstagsfraktion der deutschen Volkspartei die Fusion dann mitmachen werden? Dann könnten die verschiedenen Demokraten der Demokratischen Partei die Partei neu auferstehen lassen. Dann gäbe es Renaissance in der D.D.P. Der linke Flügel, wir Jungdemokraten, haben keinen Anlaß, zu gehen. Wir haben in jahrelanger Arbeit mitgeholfen, aus dieser Partei, ganz besonders wenn wir an Bayern denken, eine wirklich demokratische, eine schwarz-rot-goldne zu machen. Wir sind, in Bayern wenigstens, das aktivste Element der Partei. Es ist vielleicht kein Zufall, daß wir auch in Bayern bei den Landtagswahlen gegenüber der letzten Landtagswahl im April 1924 14.000 Stimmen gewonnen haben und auch gegenüber den Reichstagswahlen im Dezember 1924 die Verluste noch relativ gering sind. Auch hier beweisen deutlich die Unterschiede der Wahlergebnisse, daß Plätze mit guten Organisationen die Stimmenzahl nicht nur halten, sondern schöne Eroberungen machen konnten, daß andererseits Orte, in denen es noch nach dem alten Liede weiter ging, Verluste erleiden mußten.

Wir sind als Jungdemokraten getrostester Zuversicht und frohester Hoffnung. Die Aufgaben der nächsten Zeit ist, zu sorgen, daß nun entweder aus der heutigen Deutschen Demokratischen Partei die entschieden republikanische nichtsozialistische ehrlich demokratische Partei werde, die

dann ihre wichtige Stellung auf der linken Seite des deutschen Parteienwesens einnehmen kann, oder, wenn Teile der Deutschen Demokratischen Partei sich mit der Deutschen Volkspartei fusionieren sollten, daß aus den besten Demokraten und anderen republikanischen Volkskräften heraus die neue republikanische Partei entstehen wird. Diese Partei wird gegenüber dem Klassensozialismus der Sozialdemokratie dem deutschen Volke einmal vorbildhaft zu zeigen haben, was wirklich soziale Gesinnung zu bedeuten hat. Sie wird an entschieden republikanischer Haltung in einen edlen Wettbewerb mit der Sozialdemokratie einzutreten und wird vor allem auch einmal zu beweisen haben, daß radikale Demokratie keineswegs Sozialismus ist, ein radikaler Demokrat von heute in Deutschland vielleicht aber manchmal weiter links stehen wird, als so mancher heutige „gemäßigte Sozialist“. Diese Partei wird die Partei der ganzen jüngeren republikanischen Generationen werden müssen, eine Partei mit einem klaren positiven Pazifismus, eine Partei von Leidenschaft erfüllt und von Begeisterung getragen, die von der ersten Stunde ihrer Gründung an von ihrer vielleicht zunächst zahlenmäßig schwachen Mitgliedschaft stärkste Opferbereitschaft, lebhafteste Mitarbeit Aller zu verlangen haben wird. Diese Partei wird auch ein Beispiel vollendeter Demokratie schon innerhalb der Partei selbst zu geben haben.

Wir wissen, daß es genug Menschen allüberall in Deutschland innerhalb der D.D.P. und unserer jungdemokratischen Bünde und auch noch in ganz andren Kreisen gibt, die der Stunde harren, daß diese Partei erstehe. Wir glauben, daß die Zeit nun langsam dafür reift.

Jede Zeit will ihre Formen. Es ist richtig, daß der Konservatismus der Parteibürokratie außerordentlich hemmend wirkt. Aber alle, die es gut meinen mit der heutigen Demokratischen Partei, dürfen diese Partei nicht unwürdig dahinsiechen lassen. Die „Deutschen Demokraten“ werden sich in Achtung vor einander trennen müssen, um dem höheren Ziel neuer parteipolitischer Gestaltung in Deutschland zu dienen. Wir stehen im Kampf um die Partei, im Kampf um den Ausdruck unseres politischen Willens und unserer politischen Sehnsucht. Wir sind bereit, entschlossen, gläubig und zukunftsfröh!



*Foto: Jungdemokraten Landesjugendtag Baden 22.-24.5. 1926 in Königsbach  
(Archiv d. Liberalismus, FNS Gummersbach, Deposit Fuhlrott)*

## Zwischen Kapitalismus und Sozialismus?<sup>1</sup>

*Julie Meyer*

„Die Jungdemokratie sieht zwar, daß die Wirtschaft das Schicksal ist; aber sie wirkt ganz unklar in der Frage: Welche Wirtschaft“, so schrieb in der letzten Nummer des „Echo“ Willy Hellpach. Auch sonst wird oft an uns die Anforderung gestellt, uns zwischen kapitalistischem und sozialistischem Wirtschaftssystem zu entscheiden.

Es ist richtig, daß der Sozialismus die einzige ernst zu nehmende Theorie ist, die in einem lückenlosen Aufbau der kapitalistischen Wirtschaftsgestaltung das Bild einer neuen Wirtschaft entgegengestellt hat. Es ist weiterhin richtig, daß mit der Wirtschaft, so wie sie heute ist, in Deutschland nur ganz wenige einverstanden sind und eine konservative Einstellung zu ihr haben. Die Tatsache der schweren häufigen Wirtschaftskrisen, der Not breiter Massen überall auf der Welt weisen darauf hin, daß in dem heute herrschenden System große Fehler vorhanden sein müssen. Zweierlei Einstellungen sind dazu möglich. Man kann verzichten und sagen, daß vollkommene Zustände in dieser irdischen Welt unmöglich sind und daß es überhaupt kein Wirtschaftsleben ohne Krankheiten, Unfälle und Katastrophen gibt. Das ist das Wesen des Lebens. Man kann aber auch meinen, daß das heutige wirtschaftliche Unglück nicht naturnotwendig gegeben ist, daß man auf Abhilfe sinnen muß und daß man damit, wenn auch keinen vollkommenen, so doch einen besseren Zustand erreichen wird.

Bleibt bei der letzten optimistischen Haltung nur das Bekenntnis zum Sozialismus? Ist die alte Fragestellung Kapitalismus oder Sozialismus heute überhaupt noch die wesentliche?

Die Zeiten haben sich seit Karl Marx geändert. Neue Erscheinungen sind da, mit denen er nicht rechnen konnte; denn keiner, auch der beste nationalökonomische Theoretiker, und Marx war ein solcher, ist ein Prophet.

Wohl hat Marx die Akkumulation des Kapitals vorausgesehen, die Zusammenballung der Produktivmittel. Er sah sie in wenigen Händen, aber wir erblicken diese Hände nicht mehr sinnfällig. Die Herren über Fabri-

---

1 Aus dem "Echo der Jungen Demokratie" Monatsblatt für sozialrepublikanische Politik, Hg. v. Stündt und J. Meyer, Nürnberg, Juli 1929, Nr. 7 S. 122-126.

ken, Warenlager und Schiffe sind nicht Einzelne, es sind Gesellschaften und Direktoren an ihrer Spitze, mächtige Herren zwar, aber absetzbare laut Vertrag und Männer ohne Erben. Nicht der Einzelne steht wie ein Zwingherr über allem Volk, sondern der Großbetrieb lastet.

Er vernichtet zunächst den kleinen und mittleren Unternehmer. Die Zahl der abhängigen Existenzen wächst und in Deutschland beträgt, wenn man die Beamten einrechnet, die Zahl der Arbeitnehmer von 62,4 Millionen bereits 21 Millionen, d.i. über 2/3 aller Berufstätigen. Werden die Massen durch Großbetriebe elender als sie es im Kleinbetrieb sind? Die sozialen Einrichtungen sind besser, als die der Kleinbetriebe. Arbeitsrechtliche Gesetze, Tarifabmachungen werden dort korrekter eingehalten als hier. Der einzelne Arbeiter und Angestellte ist dort besser dran als hier. Aber wenn der Großbetrieb auch das Zuckerbrot besserer sozialer Betriebseinrichtungen gibt, so hat er daneben auf Grund seiner sich im Politischen auswirkenden wirtschaftlichen Macht auch die Peitsche sozial reaktionärer Politik.

So bedeutet der Großbetrieb, heute geformt in Konzernen und Trusten, eine soziale Gefahr. Muß diese ertragen werden, weil er auf der anderen Seite einen wirtschaftlichen Nutzen darstellt? Auch der volkswirtschaftliche Nutzen muß verneint werden. Nach der Stabilisierung der Mark waren es gerade große Konzerne, die vor dem Zusammenbruch standen und nur mit öffentlichen Mitteln aufrechterhalten werden konnten. Sie erlitten Krisen, deren Ursachen klar auf der Hand liegen und zeigen, daß auch Zusammenballung nicht größere wirtschaftspolitische Ueberschau und Einsicht in sich schließt:

Während der Inflation konnte die deutsche Wirtschaft auf Grund niedriger Herstellungskosten von der Lohnseite her in weitem Maße exportieren. Sie hatte diese einzige günstige Chance im Inflationsehend nicht zur Eroberung des Weltmarkts genützt; sie ist nur eingedrungen, aber sie konnte ihn in normalen Zeiten nicht halten, weil die gelieferten Waren keine qualitativen Besonderheiten aufwiesen, ja zum Teil ausgesprochen schlechte waren. Nur die elektrische und die chemische Industrie, die Qualitätswaren ausführten, konnten sich behaupten. Dieser mangelnden Zukunftseinsicht entspringt die Einrichtung der Betriebe in einer Weise, als ob der Massenabsatz der Inflation von Ewigkeit wäre, die Flucht in die „wertbeständige Substanz“. Heute ist diese kein wirtschaftlicher Wert; denn Fabriken, die leer stehen, Maschinen, an denen nicht gearbeitet wird, sind weniger als nichts, nämlich erhöhte Unkosten. So mußten öffentliche Mittel teils als Stützungskredite, teils als Steuererlässe geopfert werden, um große Konzerne zu halten. Diese gingen der kleineren und mittleren Industrie

verloren, welche lebenskräftig war und bei der weiteren Produktivierung ihrer Betriebe dauernd vor der Mauer der Kreditknappheit stand.

So verschlangen die Großen nicht nur die Kleineren, proletarisieren den Selbständigen, sie nehmen auch ihm auch den Blutzustrom des Kredits, ohne die Volkswirtschaft im Ausgleich als Ganze zu heben. Die größeren Wirtschaftskörper sind keine Gewähr für bewußte, zweckmäßige Wirtschaftsplanung. Das zeigen nicht nur die Inflationssünden. Wie primitiv, wie fehlerhaft sind bei uns viele Großbetriebe (Automobilindustrie!) „rationalisiert“ worden.

Man hat einfach das amerikanische Vorbild nachgeahmt, ohne zu bedenken, wie verschieden unsere Absatzverhältnisse von den dortigen sind, daß Deutschland eben nicht so gleichartige Massenbedürfnisse besitzt, wie sie Amerika durch die räumliche Größe des Binnenmarktes, die homogene Schicht der Farmer und die Ungebundenheit von Traditionen aufweist. Es ist überaus fraglich, ob in Deutschland die Fließarbeit in diesem Jahrzehnt überhaupt zum Arbeitstyp gemacht werden kann, oder ob sie einzelnen wenigen Produktionszweigen vorbehalten werden muß. Denn Massenproduktion bedeutet Massenabsatz. Dieser kann nicht aus dem Boden gestampft werden, sondern wird in Deutschland vielleicht mühselig dadurch geschafft werden können, daß man die Rationalisierung an der Verbilligung des einzelnen Stückes orientiert. Doch stehen diese Dinge im Einzelnen hier nicht zur Erörterung. Sie sollen nur beweisen, daß Konzerne und Trusts keineswegs eine größere Planmäßigkeit in die Volkswirtschaft bringen.

Den Vorteil billigeren Rohstoff-Einkaufs durch Massenbezug, besserer Ausnutzung der Betriebseinrichtungen u. s. w. erkaufen sie mit dem Opfer der Unternehmerfreiheit, mit unproduktiver Verwaltungsarbeit. Je größer ein Unternehmen wird, je stärker wird seine Bürokratisierung. Auch Konzerne und Trusts sind nicht beliebig ausdehnbar, weil die Grenze ihrer Rentabilität dann erreicht ist, wenn die reine Organisationsarbeit die Ersparungen durch den Zusammenschluß aufhebt.

Diese Grenze scheint heute noch nicht erreicht und so werden wir noch weitere Fortschritte der Konzernierung sehen, aber sie steht zweifellos schon als Warnungszeichen der Zukunft vor uns. Volkswirtschaftlich gesehen ist aber heute schon die viele unproduktive Arbeit, die in der Schreibung von Betrieb zu Betrieb, Kenntnisnahmen, Bewilligungen und Unternehmungen im internen Verkehr besteht, ein Leerlauf.

Der Wagemut in der Wirtschaft hört auf, wo die Unternehmungen von Beamten geleitet werden, die mit kühnen Gedanken und Taten zwar ihren Tantiemenanteil vergrößern, aber auch ihr regelmäßiges Gehalt samt Pension verwirken könnten. Sie entscheiden sich dann zumeist doch für das

gesicherte Leben; zumal die Durchführung ihrer Pläne mit soviel Verhandlungen mit Oberstellen belastet ist, daß sie dann doch häufig so spät kommt, daß sie bereits halb erfolglos ist.

Wenn nun die Entscheidung nicht für den Konzern und den Trust fällt, für wen dann? Wir antworten: für die Kleineren und Mittleren. Sie werden die Konkurrenz der Großen aushalten, wenn sie sich zusammenschließen. Einkaufs- und Exportgenossenschaften sind zweckmäßige Schritte zu diesem Ziel. Die Schwierigkeit liegt in dem ausgeprägten Individualismus der deutschen mittelständlerischen Schicht, der ihr das Zusammengehen außerordentlich erschwert. Sinnvoll sind auch die Arbeiterproduktivgenossenschaften, die nach jahrzehntelangen Mißerfolgen nun in Großstädten recht gut gedeihen.

Der genossenschaftliche Zusammenschluß wird für die nächste Zukunft die einzige Möglichkeit sein, das Monopol der großen Unternehmungen zu brechen. Es wird weiter für den Arbeitnehmer gleichfalls die einzige Möglichkeit sein, sich von der Abhängigkeit seiner Existenz zu befreien. Er ist deswegen eine Notwendigkeit für die Gegenwart.

In dem Augenblick aber, in dem die Genossenschaften wirklich sich durchgesetzt haben würden, das kleinere und mittlere Unternehmertum in ihnen organisiert wäre und auch ein Netz von Arbeiterproduktivgenossenschaften Deutschland umspannen würde, ständen wir vor denselben Problemen wie heute. Auch Genossenschaften sind nicht davor gefeit, in Großbetriebe mit all ihren Fehlern und Schwächen auszuarten. Wir sehen bereits heute, wie die großen Konsumvereine von ihrem Gewinn nur einen ganz kleinen Teil, nicht viel mehr wie der Rabatt von Einzelhandelsgeschäften, ausschütten und den Großteil wieder in Produktivkapital, und hier keineswegs immer planmäßig und vernünftig, anlegen. Genossenschaften des Handels, die Preise vereinbaren, können diese genauso hoch halten wie ein Preiskartell und sind im Grunde genommen nichts Anderes. Es ist auch durchaus zu bezweifeln, ob Arbeiter und Angestellte in Genossenschaftsbetrieben und als Genossen bessere Bezahlung und bessere Arbeitsbedingungen erhalten. Eine Förderung des Genossenschaftswesens ist wichtig, solange es die Aufrechterhaltung der freien Konkurrenz in einer von der Monopolgefahr der Konzerne und Trusts bedrohten Wirtschaft gewährleistet. Eine genossenschaftlich durchorganisierte Wirtschaft würde die gleichen Fehler aufweisen wie die heutige.

Damit stehen wir vor dem Problem Kapitalismus oder Sozialismus? Es ist letztlich gleichgültig, ob der Staat, die Gesellschaft oder Privatgesellschaften Großbetriebe in der Hand haben. Immer werden sie schwerfällig, bürokratisch geleitete Körper sein. Immer wird an ihrer Spitze ein leitender Direktor stehen. Auch wenn er Staatsbeamter ist, wird er be-

triebsegoistisch handeln und nicht im Sinne der Volkswirtschaft. Das russische Prämiensystem zeigt deutlich in diese Richtung.

Der Agrarsozialismus, in Deutschland freundlich „Bodenreform“ genannt, verlangt heute die Aufteilung des Großgrundbesitzes. So wird auch einmal für Handel und Industrie die Forderung der Zerschlagung der Großunternehmungen erhoben werden müssen. Die Beweglichkeit, größere Anpassungsfähigkeit des mittleren und kleineren Betriebes, allerdings unter Ausschaltung der Zwergexistenzen, wird siegen müssen, die Wirtschaft produktiver gestalten und auch das Massenelend auflockern.

Es mag wohl sein, daß dann aus dieser Aufspaltung sich wieder der Manchester-Liberalismus drohend erhebt. Aber man soll die Wirtschaft nicht mit der Religion verwechseln. Religionen können das Ideal eines Weltbildes für Jahrtausende gültig aufstellen. Die Wirtschaft ist nicht letztes Ziel des Menschen. Sie ist Mittel zum Zweck und wo sie als Idealbild erscheint, immer einer Weltanschauung untergeordnet. Erweist dieses Bild sich als falsch, der wirtschaftliche Weg zur Erreichung des Zieles ungeeignet, dann kann er ohne Weiteres geändert werden, ohne daß das Gesamtbild Schaden leiden müßte.

Der Wunsch des Sozialismus, das größte Glück der größten Masse, die Beseitigung von Klassen und Ständen zu schaffen, wird heute weitere Schichten erfassen als die, welche sich „Sozialisten“ nennen. Der wirtschaftliche Weg des Sozialismus, die Produktivmittel von den Händen des Einzelnen in die des Staates zu legen wird nicht im gleichen Maße anerkannt werden können, weil wir seit Karl Marx die traurige Erfahrung gemacht haben, daß nicht der reiche Mann der Gegner dieses Glücksziels ist, sondern im viel höheren Maße der angereicherte Betrieb. Es kann sich also nicht darum handeln, einen Wirtschaftsplan für Jahrtausende aufzustellen. Jede Generation wird wie ein tüchtiger Schwimmer sich der richtigen Welle anvertrauen müssen, allerdings nicht jener Welle, die an das Ufer des privaten Reichtums trägt, sondern der, welche zum Gefilde des gemeinen Wohles führt.



*Reichsjugendtag 3.-5-6. 1922*

*V.l.: Schnabl-Olmütz (2), Otto Stündt (3), Elisabeth Stündt (5), Heinrich Landabl (6), Käthe Kraus (7).*

*V.r.: Werner Fischl (1), Wilhelm Hollbach (3), Julie Meyer (4), Walter Würz (7) mit Fahne.*

*Vorn: Hans Hellmuth Preuß (Brille), Willi Herrmann (Fahne), Ernst Lemmer (rechts)*

*Archiv Roland Appel*



*Inge Meysel in: Emma, 1.1.1987*

*Foto: Bettina Flitner*

Ich war beim Reichsbanner zu Hause, bei den  
Jungdemokraten eingetreten  
Inge Meysel im Interview erschienen am 1.1.1987 in der  
"Emma"<sup>1</sup>

*Alice Schwarzer*

Gesehen haben wir uns zum ersten Mal im Frühling 1971, in einer Theatergarderobe in West-Berlin. Ich wollte Inge Meysel, die „Mutter der Nation“, dafür gewinnen, das Manifest der 374 Frauen („Ich habe abgetrieben und fordere das Recht für jede Frau!“) zu unterschreiben. Das Manifest erschien. Ohne ihre Unterschrift. Sie hatte es sehr ernsthaft erwogen, aber dann doch im letzten Augenblick gezögert. Die Aktion war ihr „zu heikel“. Verständlich. Sieben Jahre später gab sie mir keinen Korb. Als, auf die Initiative von EMMA hin, zehn Frauen den Stern verklagten wegen erniedrigender und menschenunwürdiger Titelbilder, war Inge Meysel dabei. Zwar ließ sie sich beim Prozess von Henri Nannen charmant die Hand küssen, in der Sache aber blieb sie hart. Es war nicht das erste und wohl auch nicht das letzte Mal, dass Inge Meysel engagiert auf die Barrikaden ging. Dass die zarte Person einen Charakter aus Granit hat, ist bekannt. Dass sie nicht immer einfach ist, ebenfalls - aber warum sollte sie auch. Für das Gespräch fahre ich nach Hannover, wo sie gerade gastiert. Heute ist sie im Hotelbett: eine Grippe, die mit Tomatensuppe und Gin bekämpft wird. Genauer: sie residiert im Bett. „Meine Mutter“, sagt Inge Meysel, „war ein General“. Sie ist auch einer. Zum Umgang mit ihrer Seele gehört ein Samthandschuh, zu dem mit ihrem Dickkopf eine eiserne Faust.

---

<sup>1</sup> *Das Interview mit Inge Meysel ist leicht gekürzt. Es erschien am 1.1.1987 in der "Emma". Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Alice Schwarzer und dem "Emma-Verlag" Köln. Das Original ist im Internet nachlesbar: <https://www.emma.de/artikel/inge-meysel-der-mischling-264442>.*

*Alice Schwarzer: Es wird selten thematisiert, aber Sie sind eine so genannte „Halbjüdin“. Ihr Vater ist knapp dem KZ entkommen, und Sie selbst hatten Spielverbot und lebten jahrelang im Versteck. Wenn Sie, so wie gestern abend in Hannover, vor überwiegend älterem Abonnement-Publikum spielen - ist Ihnen da nicht manchmal komisch zumute? Ist es nicht makaber, heute urdeutsches Idol und einst die verachtete Nicht-Arierin gewesen zu sein?*

Inge Meysel: Sie sind ein Elefant, Alice! Elefanten vergessen nie. Auch nach 40 Jahren nicht. Ich verzeihe keinem, aber nachtragend - nein, das bin ich nicht. Was ich nicht mehr wissen will, radiere ich aus. Das ist meine Stärke. Es kann ein Mensch nicht alles behalten. Und nicht mit allem leben. Ich verkehre mit keinem, der mir damals begegnet ist. Aber ich kann auch nicht jeden heute fragen: Wann sind Sie geboren? Außerdem: Dieses Land ist nicht nur das Land Hitlers. Es ist auch das Land von Trudchen Meineke. Das war die Sekretärin meines Vaters, die ihn zwei Jahre lang versteckt hat. Unter Lebensgefahr.

*Erzählen Sie mir etwas über Ihren Vater.*

Ich bin eine reine Vattertochter! Mit meiner Madka (die Mutter) habe ich viele Krachs gehabt. Er aber war immer für uns da. Julius war nie schwach. Er war zu Hause dominant, weil er der Weisere war, der Klügere. Abend für Abend hat er uns im Schlafzimmer vorgelesen. So habe ich Thomas Mann kennengelernt, und Heinrich Mann und Werfel und alle. Er hat einfach den Spaß mehr begriffen. Für sie war Erziehung: Die Kinder haben zu machen, was ich will. Für meinen Vater war Erziehung: Lass sie doch machen, was sie wollen.

*Wie kommt es, dass Sie Ihre Eltern beim Vornamen genannt haben?*

Vielleicht, weil sie so jung waren. Mein Vater war 18, als ich auf die Welt kam, meine Mutter war auch 18. Sie war Dänin, das einzige Mädchen unter den neun Kindern vom dänischen Peer Hansen. Und ausgerechnet die schwängerte ein Judenbengel aus Berlin. Dass seine Tochter Margarete mitgemacht hatte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Als dann Hochzeit gefeiert wurde, kamen die Papiere nicht rechtzeitig. Gefeiert wurde trotzdem. Auf Anordnung von Peer Hansen. So kam ich unehelich zur Welt.

*Haben Sie die uneheliche Geburt als Makel empfunden?*

Erst als ich mit 10 geimpft wurde, erfuhr ich in der Schule, dass ich unehelich geboren bin. Ich werde das nie vergessen. Meine Lehrerin, Frau Miendorff, guckte in mein Stammbuch und rief mich auf: Ingeborg Hansen. Und dann sagte ich: Ingeborg Meysel, Hansen ist meine Mutter. Darauf

sagte meine Lehrerin: Moment mal... ah ja, da ist es ja umgeschrieben... Mein Vater hatte mich also später adoptiert. - Ich nahm das Buch, rannte nach Hause und sagte zu meiner Mutter (was sie mir nie verziehen hat): Was ist denn das für eine Schweinerei? Ich bin ja unehelich zur Welt gekommen! Darauf erklärte mir meine Mutter, dass ich ein „Kind der Liebe“ sei. Später habe ich dann immer zu meinem fünf Jahre jüngeren Bruder gesagt: Merk dir das gut. Du bist nur ein Kind des Urlaubs, aber ich bin ein Kind der Liebe! - Ich hab dann auch gleich alle in der Klasse rasiert. Mit dem Argument: Ihr seid ja alle Normale, ich bin anormal.

*Das haben Sie, glaube ich, beibehalten: aus Schwächen eine Stärke machen...?*

Ja. Ich habe immer versucht, aus einem Angriff einen Gegenangriff zu machen. Auch heute noch.

*Wie lebten Ihre Eltern?*

Sie waren sehr lebenslustig. Sie gingen leidenschaftlich gern ins Theater. Aber auch gern auf die Rennbahn. Ihr Lieblingstraber hieß Jonny Milz. Und so sollte auch ihr Sohn heißen. Als ich nun zur Welt kommen sollte, hatte meine Großmutter Regina, mein Lieblingsmensch überhaupt, schon vorsorglich ein J aufs Porzellan malen lassen.

*Und dann kam Jonny...?*

Tja, nur eine Kleinigkeit fehlte - la petite différence.

*War Ihr Vater ein bewusster Jude?*

Überhaupt nicht. Der wusste noch nicht einmal, wo die Synagoge stand. Meine Großmutter Regina, die war eine gläubige Jüdin. Eine Gutentag aus Breslau, erstklassige Familie. Die ist mit 16 Jahren mit einem 30 Jahre älteren Mann verheiratet worden, den sie erst bei der Verlobung kennengelernt hat. Als der tot war, hat sie in Berlin eine Blusenfabrik auf die Beine gestellt. Sie müssen sich vorstellen, was das in der damaligen Zeit bedeutet hat! Von ihrem Mann gab es übrigens noch nicht mal ein Foto bei ihr. Das kann also keine sehr tiefe Liebe von meiner Regina gewesen sein. - Zu Regina wurde ich alle acht Tage zum Schlafen gebracht. Mein ganzes Glück war immer bei ihr Matze essen, Matze mit Gänseschmalz. Und, wenn sie sagte: Nein, nicht die milchige Tasse. Sie war nämlich strenggläubig, man durfte die Fleischbrühe und die Milch nicht aus ein und derselben Tasse trinken. Mein Weg ist überhaupt gepflastert gewesen von Frauen. Außer meinem Vater. Der war für mich alles: Vater, Ehemann, Geliebter, Freund. Einfach alles: Ibsen und Strindberg und großes Glück. Ansonsten Frauen.

Erstklassige Frauen. Schon in der Schule hatte ich eine Direktorin! Eine Freie Demokratin. Sie hat in der Schule - was damals nicht üblich war - deklamatorischen Unterricht eingeführt. Zweimal in der Woche. Von einem ehemaligen Schauspieler. Aber als ich dann eines Tages zu meinem Vater sagte: Ich will zum Theater, sagte der: Du studierst Jura!

*Sie haben sich dann doch durchgesetzt, sind auf die Schauspielschule von Ilka Grüning, Lieblingsschauspielerin Ihres Vaters und Gefährtin von Lucie Höflich, gegangen. Das war Ende der 20er Jahre in Berlin. War da nicht mächtig was los in der Kultur? Und auch bei den Frauen?*

Emanzipation im heutigen Sinne ist mir damals nicht begegnet. Sicher, Schauspielerinnen waren Göttinnen. Aber Politikerinnen gab es nicht. Es gab nur eine: Rosa Luxemburg. Darum ist die Luxemburg ja so brutal umgebracht worden - weil sie so ein Fremdkörper war. Aber ich kannte nicht eine Frau in leitender Stellung. Auch der Geschäftsführer in der Fabrik meiner Großmutter war ein Mann, die Arbeiter waren Frauen. Allerdings: eine meiner Schauspielmitschülerinnen war zum Beispiel Brigitte Horney, Beggi. Beggi hatte eine wundervolle Mutter, eine Psychologin (Anm.d.Autorin: die berühmte Psychoanalytikerin und Freud-Kritikerin Karen Horney). Aber darüber, dass wir eine Direktorin hatten, lachten sich die Jungschulen tot. Die schwingt vielleicht die Peitsche, die ist schlimmer als jeder Direktor - so hieß es.

*Dennoch kam Inge, noch bevor sie zum Theater kam, zur Politik.*

Bei uns zu Hause wurden immer drei, vier Zeitungen gelesen. Julius' berühmter Satz war: Man höre nicht eines Mannes Rede, man hör sie reden alle beede. Das hat er auch gemacht, wenn's Krach gab. Dann hat er gesagt: Gretchen, hör mal auf, jetzt wollen wir die Kinder auch mal hören. Dieser Gerechtigkeitsinn ist mir so eingegangen, dass ich mich für Gerechtigkeit umbringen lasse. Darum hasse ich Journaille - nicht Journalisten, für mich ein großer Unterschied.

*Und die Politik?*

Mein Vater hat immer Busch rezitiert: Ein jeder Jüngling hat einmal den Hang zum Küchenpersonal. Bei mir ist es meine Tochter. - Er war ein Freier Demokrat und litt unter seiner arbeiterseligen Tochter, die alle ihre Freundinnen im Arbeitermilieu hatte. Auch bei uns im Hause ging ich lieber in die Küche als in unser Esszimmer in der Beletage. Da war es viel gemütlicher, da wurde diskutiert. Und bei uns kriegte ich immer gleich von meiner Mutter eine Schelle, wenn ich sagte: Du redest ja wieder einen

*Ich war beim Reichsbanner zu Hause, bei den Jungdemokraten eingetreten*

Quatsch, Grete. - Ich war beim Reichsbanner zu Hause, war allerdings bei den Freien Jungdemokraten eingetreten, weil ich zu der SPD-Jugend keine Beziehung hatte. Meine Antrittsrede bei den Freien Jungdemokraten habe ich am Reichskanzlerplatz, im Hintersaal eines Cafes gehalten. Gegen die Todesstrafe. Mit Schwert und Flammen! Da war ich fünfzehn. Und so bin ich geblieben. Ich hasse, damals wie heute: Rache.

*Gab es in der Zeit Schwärme, Jugendlieben?*

Für mich war es gar nicht möglich, meine Jungfernschaft zu verlieren. Denn für mich war klar: Bist du mit einem Mann zusammen, kriegst du ein Kind. Und eines wusste ich: Ich wollte kein Kind haben. Ich konnte es mir nicht leisten, einen dicken Bauch zu bekommen. Ich wollte Theater spielen. Männer waren gestrichen, bis 21, dann ist es doch noch passiert. Aber da hatte ich schon längst eine Liebesbeziehung zu einer Frau. Mit einer Kollegin. *Tempi passati.*

*Nach der Schauspielschule bei der Grüning ging das ja dann ganz schnell mit den Engagements...*

Ja, das war wundervoll. Ich bekam meine ersten Kritiken. Ein Kritiker schrieb: Von diesem Mädchen, das sage ich mit erigiertem Zeigefinger (mit erigiertem Zeigefinger!) wird man noch hören. Und ein anderer schrieb: Dieses Mädchen wird Karriere machen - wenn sie sich nicht eines Tages zu sehr gefallen sollte. Ein Satz, an den ich später oft gedacht habe. Damals habe ich vor lauter Stolz und Freude morgens immer quer über die Straße gerufen: Haben Sie schon die Kritik in der Abendzeitung gelesen?! Haben Sie sich schon die BZ gekauft?! Quer über die Straße.

*Das Glück währte nicht lange. Bald kam das Spielverbot für die Halbjüdin Mysel.*

Also das war ein bisschen anders. Erst feierte ich noch Erfolge im Schauspielhaus Leipzig. Da war Hermine Körner. Die von mir hochverehrte Hermine Körner. Und die sagte nach einem Auftritt von mir: Ganz Claire! Ganz Claire Waldoff! - Da habe ich laut geweint. Denn ich kannte Claire Waldoff nur dick und rothaarig. Na ja, rothaarig war ich ja auch... Ich dachte: Die sehen mich alle falsch. Die sehen meine Seele ja gar nicht, meine zarte Seele! Die sehen gar nicht meine traurige Seite. Ich bin doch so tragisch...

*Haben Sie Neigungen zur Melancholie?*

Ja. Aber das hat ja jeder Komiker.

*Dann kam 1933.*

Dann kam 1933. Und ich habe wirklich gesagt: Papa, regt euch nicht auf. Das dauert höchstens sechs, sieben Monate... Am Morgen nach der Macht-ergreifung, am 1. Februar 1933, wurde in Leipzig Walden abgeholt, ein Schauspielerkollege und Kommunist, von der SA zusammengeschlagen und ins KZ gesteckt. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Erst da haben wir begriffen, was los war... Vier Wochen später erklärten Schauspieler und zwei Schauspielerinnen, sie könnten mit der Halbjüdin Meysel nicht mehr spielen. 1933. In einem Theater, das einwandfrei demokratisch war. Es ging ja alles so rasant schnell.

*Und was haben Sie da gemacht?*

Ich ging mit Helmut Rudolph, meinem Lebensgefährten, nach Danzig. In die freie Hansestadt Danzig. Da hatte Hitler noch nichts zu sagen. Aber das Theater war schon der Reichstheaterkammer angeschlossen. Ich kriegte dann Arbeit beim Sender. Als Sprecherin.

*Und die Eltern? Und Großmutter Regina Meysel?*

Regina war gottseidank schon 1928 gestorben. Und meine Tante Paula ist 1935 auf freiwillige Art gestorben. Wir hatten eine Zyankalikapfel, die mein Vater besorgt hatte. Mein Bruder wurde eingezogen. Ein großer Blonder. Ein richtiger Reklame-Goi. Erst als er in Frankreich wegen „Tapferkeit vor dem Feind“ befördert werden sollte, kriegten die raus, dass er ein „Mischling“ war.

*Und wieso haben Sie so rasch Spielverbot bekommen?*

Weil meine Mutter 1934 das offizielle Gesuch eingereicht hatte, dass ich als „Tochter einer Dänin und Arierin“ und „eines Helden aus dem Ersten Weltkrieg, der im Krieg den Arm verloren und das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommen hatte“, weiterspielen dürfte. Das war ein schwerer Fehler. Meinem Vater war schon seine Firma „arisiert“ worden, so nannte man das. Als ich dann aus Danzig zum Urlaub nach Berlin kam, lag da eine Ladung vor: zur Reichstheaterkammer kommen. Ich bin also hin. Da saß ein junger Mann, der mich kannte. Ich dachte, der wird mir erlauben, weiterzuspielen. Darauf sagte er mir: Tja, eines ist dumm - dass Ihr Vater lebt. Wenn er tot wäre, wäre das einfacher. Darauf habe ich angefangen zu lachen, wirklich, und habe ihm gesagt: Wissen Sie, wir sind eigentlich ganz zufrieden, dass er noch lebt... Ich habe die Sondererlaubnis nicht gekriegt. - Das alles passierte im obersten Stock. Da gab es so ein wundervolles altes Berliner Treppenhaus, so geschwungen, wo man so runtersehen konnte.

*Ich war beim Reichsbanner zu Hause, bei den Jungdemokraten eingetreten*

Als ich aus dem Zimmer kam, da habe ich wirklich einen Augenblick gedacht: Wenn ich hier springe, bin ich allet los. Und dann habe ich gedacht: Und Papa? Ist das jarnischt? Nein: hier wird nicht gesprungen!

*War das auch demütigend für Sie?*

Demütigend? Nein. Ich war so getroffen, dass ich nur noch die Wut gekriegt habe! Dem Papa wurde dann das Eiserne Kreuz aberkannt. Er durfte seine Bändchen nicht mehr tragen.

*War das ein Grund, warum Inge Meysel 40 Jahre später das Bundesverdienstkreuz abgelehnt hat?*

Ja. Was so'n Ding wert ist, wenn's drauf ankommt, wusste ich ja: nichts, gar nichts. Außer einer Grabzeile: Träger des Bundesverdienstkreuzes. Und da ich keine Todesanzeige bekomme, sondern als Mutter der Nation in den Himmel einfahre, brauche ich sowas nicht. Schon gar nicht von Herrn Carstens.<sup>2</sup>

*Wie ging das weiter? Gab es damals schon die Zyankalikapssel?*

Ja. Die hatte ich immer bei mir, im Portemonnaie, das ich am Leib trug. Die Angewohnheit habe ich heute noch. Ich habe immer das Nötigste bei mir, Geld, den Safeschlüssel. Weil ich mir sage: Wenn dir mal was passiert - einen Griff kannst du immer machen. Das ist das Erbe der Nazizeit...

*Inge, immer auf dem Sprung...*

Ja. Ich hätte mich auch bestimmt schon beim Laufen durchs Rote Meer umgedreht! Ich hätte nachgesehen, wie weit die Welle ist. Und gerufen: Lauft schneller, Freunde! Die Welle kommt!

*Und in Hamburg, wo Sie ab 1936 mit Ihrem Lebensgefährten lebten? Kam da die Welle?*

In Hamburg war ich Frau Rudolph für die Leute. Spielen durfte ich nicht. Aber nun wenigstens zuschauen. Heimlich, bei den Proben. Dafür war ich so dankbar. Ich habe in der Zeit seine Rollen immer mitgearbeitet. Ich glaube, ich war seine beste Regisseurin. Ich selbst habe immer zu Hause gespielt, für Cognac. Cognac war mein Drahthaar, aber ein echter. Ihm habe ich alles vorgespielt. Wenn ich traurig war, legte er mir seine Schnauze auf die Knie und sagte: Na, so schlimm ist es auch wieder nicht.

---

2 Bundespräsident (CDU) von 1979-84, ehemaliges NSDAP-Mitglied [d.Hg.].

*Und was wurde aus den Eltern?*

Die hausten in einer Wohnung in einem Zimmer, und mein Vater hatte nur halbe Essensrationen, so wollten es die Nürnberger Rassengesetze. Aber mein Vater hatte ungeheuer viele Freunde. Die brachten ihm oft heimlich zu essen. Und zu rauchen. Gaben's ab oder legten was vor die Tür. Es ging also gut. 1941 wurde Vater in Berlin dann von der Straße weg verschleppt. Er kam ans Reichspietschufer, wo die Gestapo saß. Da waren lauter jüdische Menschen, die abtransportiert werden sollten. Na, und da ist ein SS-Mann mit einer Konkorde über ihn gestolpert. Es war der berühmte Heydrich persönlich: Warum fehlt dem Mann da ein Arm? An der Somme liegengeblieben, hat mein Vater ganz automatisch geantwortet, ganz wie zu Hause. Da hat der SS-Mann gesagt: Raus mit dem Kerl. Raus, raus. Vater lief nach Hause und sagte sofort zu meiner Mutter: Hier müssen wir verschwinden. Beim nächsten Angriff auf Berlin ist er mit seinem Dackel zu Fuß bis nach Müggelheim gegangen. Da haben ihn seine Ex-Sekretärin, Trudchen Meineke, und ihr Mann in ihrem Keller versteckt. Wenn die erwischt worden wären, wären sie gehenkt worden. Alle. Trudchen Meineke. Der Name ist für mich mit Lettern eingeschrieben in die Geschichte der Helden des deutschen Volkes! - Und während mein Vater da im Keller saß, und Berlin brannte im Bombenhagel, hat er sich gesagt: Mehr. Noch mehr! Lieber alle hops gehen, damit der Spuk endlich ein Ende hat.

*Und die Mutter?*

Die ist zur mir nach Hamburg gekommen, wo ich sie mit durchgebracht habe. Sie hat unangemeldet bei mir gelebt, also ohne Lebensmittelkarten. - Am 8. Mai, dem Tag der Kapitulation, habe ich meine Mutter in den Arm genommen und habe gesagt: Grete, von jetzt ab ist es nicht mehr die Gestapo, die morgens um 6 Uhr klingelt. Von jetzt ab ist es der Milchmann.

*Und die Zyankalikapsel?*

Die habe ich in die Toilette geschmissen... Mein Julepa hat dann leider nur noch bis 1950 gelebt. Er ist eigentlich daran gestorben, dass das nicht eingetreten ist, was er erhofft hat: eine endgültige Befreiung. Er ist eigentlich nie darüber weggekommen, was draus geworden ist. So hatte er es sich nicht vorgestellt: dass dieselben Leute wie vorher auf den Pöstchen saßen, dass kaum etwas passierte...

*Und wie war das für Sie?*

Das ist eben meine Kraft. Er ist dran kaputtgegangen. Ich muss bis heute darüber lachen. Das Absurde ist ja auch: Ich bin ja noch nicht einmal eine Jüdin. Wenn ich Regina gewesen wäre, dann hätte das Ganze wenigstens einen Sinn gehabt. Aber ich? Ich sollte ja in der Schule den ersten Preis als evangelische Schülerin bekommen... Das ist das Dilemma von Mischlingen. Dass sie immer sagen können: Ich bin ja gar kein Neger, kein Jude; meine Mutter ist ja Weiße, ja Arierin. Und ich bin so ein Mischling.

*Und... Wie ist es mit den Freunden? Und den Freundinnen?*

Meine Freunde sind überwiegend homosexuelle Männer. Weil sie empfindsamer sind und sensibler. Mit richtigen Männern habe ich ständig Streit.

*Und Frauen?*

Mein Verhältnis zu Frauen ist weniger gelassen. Bei Frauen, die mir missfallen, werde ich wütend und böse. Bei Männern ist das anders. Wenn mir da jemand missfällt, sage ich einfach: Das hat doch keinen Zweck mit uns.

*Und welche Art von Frauen gefallen Ihnen?*

Frauen, die Frauen bleiben - auch, wenn sie Feministinnen sind. Die, die nicht männlicher sein wollen als die Männer. Dieser Männlichkeitswahn bei Frauen, den mag ich nicht. Diese männlichen Frauen, die haben schon so einen Ton, so einen fordernden Ton. Die gehen sofort in medias res, die dulden gar kein Vorspiel mehr. Das sind die, die sicher auch mit Männern wundervoll umgehen können. Weil sie nämlich den männlichen Ton anschlagen. Warum nur? Das schönste an Frauen ist ihr Charme, ist ihre Einfühlsamkeit: auf einen Menschen eingehen, aber das Ziel nicht aus den Augen verlieren. Sie, Alice, haben so etwas an sich, wenn Sie so alle Viertelstunde zu mir sagen: Na schön, aber nun kommen wir mal wieder zur Sache...

*Was schätzen Sie an Menschen?*

Als erstes Mutterwitz. Als zweites absolute Toleranz. Und als drittes: Zivilcourage.

*Und an sich selbst?*

Meinen Jähzorn. Meine Intoleranz. Und, aber auch: meine Zivilcourage. Was auch geschieht: Mein letztes Wort würde immer ein mutiges Wort sein. Und wenn ich darüber kaputtgehen würde.

*Sie haben jüngst für den "Stern" bei der Ausstellung „Eva und die Zukunft“ vor einem Bild als Ihrem Lieblingsmotiv posiert, das zwei überdimensionale, nackte Frauen wollüstig beim Liebesspiel zeigt.*

Auf dieser Ausstellung sah ich zuerst so ein Ostbild von einer Arbeiterin mit einer Fahne. Irgendwo ein Streik bei den Webern oder so. Sie geht mit der Fahne voran. Und ihr folgen lauter Männer. Da habe ich gesagt: Das könnte ich sein. Aber das Bild ist dann leider nicht genommen worden... Und dann kam ich zu dem besagten Bild von Gustave Courbet. Da habe ich gesagt: Da ist alles drin, was man sich wünschen kann: Liebe, Zuneigung, Sich-Vergessen, Eintauchen. Und in allem ist jede Frau drin, auch ich. - Da hat die Redakteurin geantwortet: Ist das nicht ein lesbisches Bild? Und da habe ich gesagt: Meine Liebe, Sie verstehn nichts - das ist ein Liebesbild! Das ist ein Liebesakt. Und der könnte zwischen jedem stattfinden. Ganz egal, ob Mann und Frau oder Mann und Mann oder Frau und Frau.

*Ihr Kommentar im "Stern" zu dem Bild lautete: „Die Liebe zwischen Frauen ist eine Zukunft“. - Was meinten Sie damit?*

Ich glaube, dass sehr viele Frauen zuerst aus Enttäuschung durch Männer zu Lesbierinnen werden - dann aber sehr oft merken, dass ihr Zärtlichkeitsbedürfnis durch eine Frau besser ausgefüllt wird. Also, ich glaube, dass viele Frauen, die nicht verbittert werden wollen und sich das Gefühl für die Breite bewahren wollen, dann bewusst lesbisch werden.

*Sie sind auf das Klischee der „Mutter der Nation“ festgelegt worden. Schließt das Erotik aus?*

Das zu sagen, ist Ihrer nicht würdig! Dreiviertel der Männer in der ganzen Welt nennen nach drei, vier Jahren der Liebesseligkeit ihre Frauen Mutti. Das reizt sie, weil sie doppelt schlafen: mit der Geliebten und der Mutter.

*Also keine kränkende Einengung?*

Doch. Die Einengung der Journaille. Denn die Einengung aufs Klischee geschieht eigentlich nie vom Publikum her, sondern immer nur von der Kritik. Wenn man nur mal einen warmen Ton anschlägt, oder einen verzweifelten, oder einen gütigen, oder auch einen bösen, dann verbreitet die Kritik sofort das Schlagwort: Mutter der Nation. - Dabei bin ich doch überhaupt kein mütterlicher Typ. Ich bin aggressiv, ich bin jähzornig, ich gehe für jedes Unrecht auf die Palme und komme da schwer wieder runter. Ich bin politisch eine linksorientierte Person, also überhaupt eine kämpferische Natur.

*Ich war beim Reichsbanner zu Hause, bei den Jungdemokraten eingetreten*

*Inge, Sie sind heute berühmt und alt. Ich glaube...*

Sie sind wohl verrückt! Ich bin doch nicht alt!

*...Sie sind berühmt und alt - und beides ist man immer nur in den Augen der anderen.*

Sehr richtig. Sehr gut.

*Das ist nicht von mir. Das hat Sartre mir mal gesagt.*

Muss ich mir merken. Ein kluger Mann. Ich vergesse manchmal wirklich mein Alter. Ich nehm's gar nicht zur Kenntnis, um ehrlich zu sein. Aber oft, sehr oft guck ich in den Spiegel. Und ich habe sehr viele Spiegel in meinem Haus. Und diese Spiegel bringen mich zur Raison. Ich guck immer wieder rein und sage: Na, Frau Meysel, so jung sind se auch nicht mehr.

*Als wir den Termin gemacht haben, war das gar nicht so einfach. Erst mussten Sie drehen, in Berlin und London. Dann fuhren Sie nach China. Dann ging's auf Theater-Tournee. Wie sind die Zukunftspläne von Inge Meysel?*

Zukunft? Wenn ich 80 werde, spiele ich noch einmal meine liebste Theaterrolle: Die 80-jährige Maude in „Harold und Maude.“ Denn sie ist wie ich, wir haben eines gemeinsam: Wir sind beide Rebellen. - Dafür gibt's leider kein schönes weibliches Wort...



## Epoche 2: Die Jungdemokraten nach dem 2. Weltkrieg



*Foto: Unbekannt, im Archiv Roland Appel, vermutlich 11./12. April 1968 nach dem Attentat auf Rudi Dutschke*



*Plakat: Archiv Roland Appel*



*Heinrich Böll auf der Anti-Notstandsdemo am 11.5.1968 in Bonn, Hofgartenwiese, zu der LSD und Jungdemokraten mit aufgerufen hatten.  
Foto: Archiv der Heinrich Böll-Stiftung*

## Bemerkungen zum Jubiläum der Deutschen Jungdemokraten

*Burkhard Hirsch*

Erinnerungen sind vielfältig, bunt, lückenhaft, vor allem Selbstgespräche mit sich selbst. Ich bin Magdeburger von 1930 und in Halle/Saale aufgewachsen. Der ersten Jugendorganisation wurde ich beigetreten. Es war das "Jungvolk" der Hitler-Jugend als ich "Pimpf", Gau Mitte, Mittelland, wurde. Da habe ich es nicht weit gebracht und hatte auch keine Lust dazu. Sportlich war ich eine absolute Niete. Zu Hause wurde über Politik nicht gesprochen, nicht einmal, als ich als "Pimpf" in dieser merkwürdigen Uniform auf der Straße fast mit einer alten Frau zusammenstieß, die sich vor mir Kind ängstlich zur Seite drückte und einen großen gelben Stern am Mantel hatte. Ich würde sie noch heute wiedererkennen. Niemand wollte mir erklären, was es mit dem Stern auf sich hat.

Etwas später brachte man uns bei, zu schießen und wo man, wenn die Russen kommen sollten, auf einen T 34 aufspringen muss, um kurz unter dem Turm eine Haftladung anbringen zu können. Allerdings sagte man uns nicht, dass auf den Panzern Soldaten sitzen, zwischen den Panzern herumlaufen und auf uns schießen würden. Aber dann kamen Amerikaner mit Shermans, die waren oben gewölbt und es war plötzlich keiner mehr da, der uns befehlen wollte, an ihnen eine Haftladung anzubringen. Man musste sich nach Lebensmitteln anstellen, Kohlen klauen, auf Feldern Ähren stoppeln oder Rüben ziehen. Dann waren die Russen plötzlich gekommen als Besatzungsmacht. Als die Schule wieder begann, waren es zwar dieselben Lehrer wie zuvor. Aber während sie früher mit strammen "Heil Hitler" in die Klasse gekommen waren, taten sie nun so, als ob sie dieses Wort nie gehört hätten. Einer, der Direktor wurde, dessen Namen ich nicht durch seine Nennung beehren will, ließ uns antreten und hielt eine Rede über "unsere Freunde von der Roten Armee", deren Plünderungen, Verschleppungen und Ermordungen wir erlebt hatten und wussten, dass der Mann erbärmlich log.

Früher waren Lehrer Respektspersonen gewesen. Der verlor von einem Tag auf den anderen seine Würde. Wie wird man damit fertig? Erst viele Jahre später las ich in Düsseldorf den Bericht Heinrich Heines über den Einzug der Franzosen 1806 in seinem Buch "Le Grand". Die Kinder dachten, der Himmel fiele ein, der Kurfürst verschwand und ließ ein Plakat kle-

ben: "Der Herr Kurfürst lässt sich bedanken". Am nächsten Tag stolzierten die Ratsherren in ihren Sonntagskleidern herum, begrüßten sich mit "Bon Jour" und sprachen auch sonst französisch. Da verstand ich, das war gut 140 Jahre her und die Menschen hatten sich eben einfach nicht geändert. Da hatte ich schon in Marburg im Amerika-Haus die Protokolle der Nürnberger Prozesse gelesen, ein paar Wochen lang, und hatte es überstanden, mich bodenlos zu schämen.

Ein anderer Lehrer in Halle war Mitglied der LDP geworden. Wir gingen in seine Versammlungen, prügeln uns mit störenden SED-Leuten, rissen ihre Plakate ab, wenn sie andere überklebt hatten, wurden prompt jeweils am nächsten Tag in der Schule von russischen Offizieren verhört. - Wer uns angestiftet habe? Natürlich niemand. Meine Familie war längst im Westen. Ich lebte damals in Halle allein, wurde nach dem Abitur Chemiehilfswerker in Leuna und trat am 1.7. 1948 in die LDPD ein. Ich hatte gemerkt, wie das öffentliche Leben langsam eingedickt wurde, wie ein System errichtet wurde, wie wir es gerade überlebt hatten, nur natürlich mit anderen Inhalten, aber ebenso gängelnd, manipulierend, agitierend, belehrend, unterdrückend und beherrschend: "Brüder in eins nun die Hände!" Aber was sollte ich im Westen? Ich wollte in Halle bleiben und die Politik eben nicht wieder den anderen überlassen.

Von Deutschen Jungdemokraten war keine Rede. Ich hätte auch gar keine Zeit gehabt. Landesjugendsekretär in Sachsen-Anhalt war damals Reinfried Pohl, den ich kennenlernte und der eines Tages plötzlich verschwunden war. Nur den Kreisgeschäftsführer traf ich über 20 Jahre später in Halle wieder. Er kannte mich nicht mehr und sprach von der "führenden Rolle der Arbeiterklasse." Pohl aber war geflohen. Später traf ich ihn zufällig in Marburg wieder. Noch später wurde er ein reicher Mann und ein Freund Helmut Kohls. Dass es in der "SBZ", der Sowjetischen Besatzungszone, Studentengruppen gab, die

verfolgt wurden, wie um Arno Esch oder Wolfgang Natonek, war mir nicht bekannt und Hans Dietrich Genscher aus Reideburg auch nicht. Politisch war ich ein Ein-Mann-Betrieb. Leuna war ein Reparatursbetrieb. Unsere Produktion wurde abtransportiert. In meinem damaligen Alter reißt man das Maul auf und sagt, was man so denkt. Das ging nicht lange gut. Eines Tages begannen die Russen, sich nach mir zu erkundigen. Wo sind seine Eltern? Was macht der hier alleine? Und die Befragten durften mir nichts sagen. Eine verabredete sich mit mir an der Straßenbahnhaltestelle am Roten Turm und erzählte es mir. Da ging ich in die Marktkirche und nahm Abschied von mir und meinem bisherigen Leben.

In West-Berlin fragte mich ein Beamter, den ich um ein Flugticket nach Hannover anbettelte, ob ich denn belegen könne, dass die Russen mich

festnehmen wollten? Dem habe ich gesagt: " Ich habe an alles Mögliche gedacht, nur nicht daran, zu ihnen zu gehen und es mir bescheinigen zu lassen!" Dann bin ich in die Zone zurückgefahren und habe eine lange Fußwanderung durch den Harz gemacht. Im Mai '49 bin ich in Marburg angekommen und natürlich in die FDP eingetreten, so um 1950 herum, in die Deutschen Jungdemokraten und den Liberalen Studentenbund. Dort halfen mir Reinfried Pohl und manche Kollegen, die ebenfalls aus der SBZ gekommen waren. Ich war zwar allmählich im Kreisvorstand der FDP angekommen, aber überlebte als Hausierer für die Rasierklingenmarke "Homos" und als FDP - Kassierer im Kreisverband der FDP Marburg Stadt und Land.

Dass die FDP August Martin Eulers und Albert Derichsweilers für mich keine Offenbarung war, ist naheliegend. Beide Altnazis, in der Waffen-SS und Euler setzte sich schon 1950 für die Beendigung der Entnazifizierung ein. Ich fand mich in einer Welt wieder, die mir völlig fremd war. Die Gesellschaft befand sich im Kalten Krieg. Sie einte über alle sozialen Grenzen hinweg die Angst vor und der Hass auf die Sowjetunion, die Kommunisten, die Ablehnung jeder Abrechnung mit der Vergangenheit - sie hätte ja zu unangenehmen Einsichten geführt. Deutsche Kriegsverbrecher nannte man "Kriegsverurteilte". Natürlich gab es niemanden, der für irgendetwas verantwortlich gewesen war, und keinen "Nestbeschmutzer". Man produzierte "Persilscheine", die größte Lügensammlung der deutschen Geschichte.

Noch Jahre später stieß die "Wehrmachts-Ausstellung" auf wütende Ablehnung. Die Korporationen der Studenten entstanden wieder und sie liefen mit Band, Mütze und Bierzipfeln herum. Man trug bald auch wieder Orden, alte und neue. Die Wiedervereinigung sei unser gemeinsames Ziel, das Mittel war die Hallstein-Doktrin und das "roll-back" der Sowjetunion, die West-Integration und "Keine Experimente!" Und wir Mitteldeutschen ahnten, dass wir so eine Wiedervereinigung Deutschlands nie erreichen würden. Diese Gesellschaft war dabei, sich selbst zu genügen, einen gutbürgerlichen und ökonomisch erfolgreichen Aufbau der überkommenen Gesellschaft als ihr Ziel zu akzeptieren, sich im Wortsinn zu restaurieren. Meine eigentliche Mitarbeit bei den Deutschen Jungdemokraten begann mit meiner Übersiedlung nach Düsseldorf Mitte der 50er Jahre. Manfred Bresch, Hans Bursig, Ernst-Günther Herzberg, der als Einziger von uns Staatssekretär in der Landesregierung wurde, Gerhart Baum dominieren meine Erinnerungen, als ich schließlich Landesratsvorsitzender in NRW wurde. Die gemeinsamen Ziele, für die wir mit vielen Umwegen, auch internen Differenzen kämpften, waren gleichlautend und haben mich über Jahrzehnte bewegt. Da war der Weg durch die Institutionen beginnend mit

der Kommunalpolitik und dem Ziel Bundestag: nie wieder die Politik den anderen überlassen!

Da war der Kampf gegen erneute Spaltungen, aber gegen Alt-Nazis, Reaktionäre und Erzkonservative bei uns und in den "bürgerlichen" Parteien. Da ging es uns um eine realistische Wiedervereinigungspolitik, also auch um die Anerkennung der Oder-Neisse-Linie, die Überwindung der Hallstein-Doktrin, Kontakte zur LDP und die Bürgerbewegung in der DDR, den faktischen Abbau von Grenzen, die Überwindung des Rüstungswettlaufs der Großmächte, und die Schlussakte von Helsinki. Es ging um eine moderne Umweltpolitik, um den sozialen Ausgleich in unserer Gesellschaft, eine aktive Sozialpolitik und um den Ausbau der Europäischen Gemeinschaft mit dem Ziel eines Europäischen Bundesstaates: sich nie wieder zu isolieren. Und es ging um das Freiburger Programm, schließlich um seine Weiterentwicklung in einer Perspektivkommission "Aktuelle Perspektiven des Sozialen Liberalismus", um Demokratie, Bürgerrechte, Datenschutz mit einem Schlussbericht v. 25. Juli 1977, der heute noch lesenswert ist. Wir scheiterten am Wirtschaftsflügel der FDP auf dem Kieler Parteitag und schließlich auf dem Parteitag 1982 in Berlin mit dem Ende der sozialliberalen Koalition. Auch die Jungdemokraten hatten sich in diesen Jahren allmählich verändert. Während wir Älteren längst in alle möglichen Positionen eingerückt waren und den Versuch nicht aufgeben wollten, auf den wirtschaftlich orientierten Teil der Liberalen zu wirken, entfernten sich die Jungdemokraten von der Vorstellung, eine Jugendorganisation der FDP zu sein. Sie betonten ihre politische Selbständigkeit, obwohl sie an dem Gedanken festhielten, ihre Ziele parlamentarisch mithilfe der FDP umzusetzen. Und dabei radikalisierten sie sich, was manchen von uns verärgerte, während ihre Gegenspieler, die Jung-Liberalen, sich seit ihrer Gründung zunehmend der tatkräftigen Hilfe der wirtschaftlich orientierten Liberalen erfreuen konnten. Die FDP konnte und wollte nicht die Rolle eines trojanischen Esels übernehmen.

Damals lernte ich Westerwelle in Bonn kennen, wunderte mich über die finanziellen Mittel der Jungliberalen, mit denen sie gegen die Jungdemokraten werben konnten, und wunderte mich dann nicht sehr über ihre gutbürgerlichen Ziele. So vollzog sich die Trennung. Das alles liegt nun schon Jahrzehnte zurück. Es folgten Kohl, Schröder und Merkel, mit, ohne und neben den Liberalen. Die Parteien änderten sich, ihre Probleme auch. Aber das ist geblieben: dass man die Politik nicht den anderen überlassen kann, ohne es dann bitter zu bereuen und dass sich in den Jugendorganisationen der Parteien ihre Ziele, ihre Probleme und ihre Konsequenzen deutlicher abbilden als in den milden Betrachtungen der zeitgenössischen Politologen.

## Vom Hermannsdenkmal zur sozialliberalen Reformpolitik

*Günter Verheugen*

Jungdemokrat wurde ich im Frühjahr 1960, und das kam so: mein Vater, damals Vorsitzender der FDP in meiner rheinischen Heimatstadt Brühl, fragte mich völlig überraschend beim Abendessen, ob ich Lust hätte, ihn zu einer Ortsvereinsversammlung zu begleiten. Ich war der einzige unter seinen vier Söhnen, der politisches Interesse zeigte. Ich las regelmäßig „Spiegel“, „Stern“ und „Zeit“, mit Vorliebe in der Schule, um meine konservativen Lehrer zu ärgern. Also warum nicht? Es war eine Versammlung Brühler Honoratioren. Die meisten kannte ich. Es ging um irgendwelche kommunalpolitischen Themen, nichts Bedeutendes. Ich fand es faszinierend. Das sagte ich auf Befragen auch. Damit war, ohne dass ich es damals ahnen konnte, eine Weiche für mein gesamtes Leben gestellt. Ich bekam den Auftrag, in Brühl eine Jungdemokraten-Organisation aufzubauen. Das ging schnell und erstaunlich einfach. Ein paar Zwangsrekrutierungen waren dabei, aber in der Hauptsache überzeugte (überredete?) ich meine Mitschüler des Brühler Gymnasiums mitzumachen. Meine Botschaft war sehr allgemein: wenn man etwas verändern will, muss man sich engagieren. Warum aber bei den Deutschen Jungdemokraten? (Der Zusatz „Deutsch“ spielte damals noch eine zentrale Rolle.)

Es gab ein Grundsatzprogramm aus zehn Punkten, dessen erste Forderung mir unvergesslich geblieben ist. Oberstes Ziel der Deutschen Jungdemokraten sei, so hieß es da „die Pflege des Reichsgedankens“. Ich wusste nicht, was das sein sollte und redete mich in den Anwerbegesprächen heraus, irgendwas mit deutscher Einheit oder so. Aber der Satz irritierte mich. Man muss verstehen, dass damals Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die jüngere deutsche Geschichte weder in der Schule noch im Elternhaus vorkam. 1933 bis 1945 - das war ein blinder Fleck.

Die Irritation verstärkte sich ein Jahr später. Es gab ein so genanntes Deutschlandtreffen der Jungdemokraten unter dem Hermannsdenkmal in Detmold. Wir waren aus Brühl mit einer ganzen Busladung dabei. Es war der 17. Juni 1961. Abendliche Kundgebung mit dem FDP-Vorsitzenden Erich Mende, der durch ein Spalier gleichgekleideter, Pechfackeln tragender junger Männer (nur solche!) auf das Denkmal zuzug und dann eine

ziemlich wilde nationalistische Rede hielt. Ich sagte zu meinem Reisegefährten und Reisegefährinnen (wir waren da im provinziellen Brühl schon deutlich weiter und ganz gut gemischt): ich glaube, wir sind hier auf dem falschen Dampfer, wir gehen lieber ein Bier trinken. Als wir gehen wollten, sprach mich ein junger Mann (mindestens 10 Jahre älter als ich) an: Kann ich Sie einen Moment sprechen? Er stellte sich als Gerhart Baum vor, Kreisvorsitzender der Jungdemokraten im benachbarten Köln, und schlug mir vor, sich in der nächsten Zeit einmal bei ihm zu treffen. Er hätte mir einiges zu erzählen, was ich wissen sollte, bevor ich den Jungdemokraten adé sagen würde.

Etwa zwei Wochen später trafen wir uns in seiner Wohnung in Köln, Innere Kanalstraße. Gerhart Baum klärte mich auf, dass die FDP zwei Flügel habe, ebenso die Jungdemokraten, ein angeblich national-liberaler, in Wahrheit in personeller Kontinuität mit dem Nazi-Regime stehender rechter Flügel, und ein die freiheitliche und fortschrittliche Tradition des deutschen Liberalismus fortführender so genannter „linker“ Flügel (ich setze das „links“ in Anführungszeichen, weil es mit der klassischen Definition linker Politik nicht viel zu tun hatte). In NRW sei die Lage besonders schlimm. Die Landespartei werde von ehemaligen Nazis beherrscht. Aber es gebe eine Opposition und die brauche jede nur denkbare Unterstützung. Ich könnte unser damaliges Gespräch noch sehr genau wiedergeben, auch Gerhart Baum erinnert sich daran. Im Ergebnis jedenfalls wurde ich erst jetzt wirklich politisiert. Vorher – das war eher ein Freizeitspaß gewesen. Jetzt wurde es ernst. Aber man bedenke: ich war gerade 17 Jahre alt, und viele Zusammenhänge verstand ich erst viel später.

Aber das mit dem Reichgedanken hatte ich inzwischen begriffen: das war blanker Revanchismus. Gemeint war die Wiederherstellung des Deutschen Reiches in den Grenzen vor 1937. War ich also in eine revanchistische Organisation eingetreten? So war es eben doch nicht. Die Jungdemokraten entschieden ihren Richtungsstreit wesentlich früher als die FDP, die stärksten Impulse dazu kamen allerdings nicht aus NRW. Dort hatte 1962 mein „landespoltischer“ Aufstieg begonnen. Ich wurde Chefredakteur des Monatsblatts der NRW- Jungdemokraten „Die junge FDP“. Lassen wir mein Wirken in dieser Funktion in Frieden ruhen, es ist besser so. Ich erwähne es nur, weil diese Rolle mich für etwas qualifizierte, was die nächste Weichenstellung in meinem Leben werden sollte.

Im Dezember 1962, wenige Wochen vor meinem Abitur reiste zum ersten Mal eine Delegation des Rings Politischer Jugend (Junge Union, Jungsozialisten, Jungdemokraten) nach Israel. In der Gruppe waren viele, die später eine große Rolle in der Politik spielen sollten. Ich war eigentlich als Teilnehmer nicht benannt, aber ganz kurz vor der Abreise musste ein Platz

neu vergeben werden. Der vorgesehene 35-jährige Jungdemokrat aus NRW hatte kein Visum erhalten, weil er einen Rang in der Hitlerjugend bekleidet hatte. Mit mir vom Jahrgang 44 lief man natürlich kein Risiko.

Während der 14 Tage in Israel habe ich auf die denkbar schmerzhafteste Weise begriffen, was zu begreifen war, an deutscher Schuld nämlich, dass sie einmalig, monströs und für die Nachgeborenen verpflichtend ist. Mir muss jetzt keiner mit israelischer Gehirnwäsche kommen. Ich habe den Vorwurf oft genug gehört, zuletzt noch als Mitglied der Europäischen Kommission. Ich vermag die Grenze zwischen notwendiger Kritik an israelischer Politik und Antisemitismus sehr wohl zu ziehen. Und darum misstraute ich Jahre später der APO nicht nur in diesem Punkt, aber in dem ganz besonders.

Nach meiner Schulzeit machte ich ein zweijähriges Volontariat bei der damals sehr einflussreichen NRZ (Neue Ruhr Zeitung) und für mich war das Berufsziel klar: politischer Journalist. Das war ich in gewissem Sinne schon, denn 1963 wurde ich Chefredakteur des Bundesorgans der Jungdemokraten „Stimmen der jungen Generation“.

Auch hier sollte man über vieles gnädig den Mantel des Vergessens breiten, aber es gibt zwei Beiträge, bei denen ich mich heute wundere, wie ich in der Lage war, sie zu schreiben. Der erste von 1967 befasste sich mit der Rolle der Wehrmacht und ihrer Mittäterschaft bei den Naziverbrechen. Das war damals noch ein absolutes Tabuthema. Ich ging sogar noch weiter, als der angeblich „sauberen“ Wehrmacht Mittäterschaft vorzuwerfen und postulierte eine Pflicht zum Widerstand. Mit diesem Artikel stach ich in ein Wespennest, denn die NRW-FDP war ja auch als Auffangbecken für ehemalige Wehrmachtsoffiziere entstanden, und die gaben immer noch den Ton an. Der FDP-Landesvorstand beschloss, mich aus der FDP auszuschließen (bei zwei Gegenstimmen: die eine kam von meinem Vater, die andere von Hans-Dietrich Genscher). Dieser Beschluss erregte bundesweites Medienaufsehen – ich hatte meine erste Geschichte im „Spiegel“. Es ist bekannt, dass die damals angestoßene Diskussion bis auf den heutigen Tag ein heißes Eisen geblieben ist und immer noch nicht wirklich abgeschlossen, wie einige Bundeswehr –Skandale zeigen. Der zweite „Stimmen“-Beitrag, der mir heute noch wichtig ist, erschien 1968, ein Jahr nach der Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg, im Zusammenhang mit der Anti-Schah-Demonstration in Berlin vom Juni 1967 und hieß „Der fatale Tag, an dem Benno Ohnesorg starb“. Ich beschrieb darin, wie diese Tat eine ganze Generation von der Republik, in der sie lebte, zu entfremden drohte. Ich konnte damals nicht wissen, was alles noch kommen würde, aber ich bin mir sicher, dass die damalige Analyse richtig war: diese Tat trieb junge

Leute in die Radikalisierung. Wäre ich damals nicht schon so tief in die Parteipolitik verstrickt gewesen, hätte mir das auch passieren können.

1968 war vielleicht das wichtigste Jahr meiner Jungdemokraten-Zeit. In der Zwischenzeit war natürlich allerhand geschehen. Es war für die Deutschen Jungdemokraten in diesem Jahr eine Entwicklung abgeschlossen. Sie hatten sich als fortschrittliche liberale Speerspitze der FDP etabliert und es gab eine klare Strategie: Wir bleiben der Jugendverband der FDP, aber in einer Art Symbiose mit den zur Veränderung bereiten Kräften der Gesellschaft, von denen die APO ja nur ein Teil war. Wir wollten Reformen in Deutschland (Bildungspolitik, Rechtspolitik, Sozialpolitik vor allem). Wir wollten eine neue Ostpolitik mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und der Anerkennung der DDR als deutscher Staat. Und um das zu erreichen, wollten wir eine Koalition der FDP mit der SPD. Das aber hieß, die FDP so zu verändern, dass sie für die SPD als verlässlicher Partner überhaupt infrage kam. Die SPD hatte daran, 1966 nach dem Bruch der CDU-FDP-Koalition, noch nicht glauben können, und das mit Recht. Die innerparteiliche Auseinandersetzung ging also jetzt nicht mehr nur um die Richtungsfrage: nationaler oder fortschrittlicher Liberalismus, sondern verlagerte sich auf eine mehr praktische Ebene, wobei die Kontrahenten natürlich dieselben waren wie bisher.

Uns half, dass die FDP 1966 in die Opposition gehen musste und uns half die SPD-FDP-Koalition in NRW. Und uns half auch die gesamtgesellschaftliche Entwicklung – es war Zeit für etwas Neues. Ich glaube heute, dass wir in den Jahren von 1966 bis zur Verabschiedung der Freiburger Thesen 1971 den Höhepunkt unseres Einflusses erreicht hatten. Dafür war flächendeckend gearbeitet worden. Wir wussten, dass unsere Arena nicht auf der Straße, sondern in den langweiligen Hallen der Parteitage lag. Schritt um Schritt vergrößerten wir unsere Delegiertenzahl auf Bundes- und Landesebene, eroberten Listenplätze für die bevorstehenden Wahlen, und vor allen Dingen: wir waren kommunikationspolitisch besser als die anderen. Im Nachhinein ist es nur noch komisch zu sehen, wie der Hauptgeschäftsführer der FDP in NRW, der frühere NSDAP- Kreisleiter Alfred Rieger, versuchte, uns mit Hilfe seines hauptamtlichen Apparates zu überwachen. Wo in NRW ich auftauchte: einer von Riegers Männern (um nicht „alte Kämpfer“ zu sagen) saß immer im Publikum und notierte mit.

Wir hatten natürlich schnell herausgefunden, wie man Schlagzeilen macht. DJD-Vorsitzender fordert Rücktritt des Bundeskanzlers: keine Meldung. Stellvertretender DJD-Landesvorsitzender fordert Rücktritt des FDP-Fraktionschefs: gute Meldung. In der Erinnerung etwas verklärt, aber dennoch nicht zu unterschätzen waren die „Parteitagdienste“, die wir auf wichtigen Bundesparteitagen bis zu dreimal täglich verbreiteten. Es waren

hektographierte Informationsdienste, die das aktuelle Parteitagsgeschehen begleiteten und vor allen Dingen kommentierten. Den ersten Versuch starteten wir 1964 in Duisburg. Ich attackierte in der ersten Ausgabe die Rede des FDP-Bundesvorsitzenden Erich Mende, der die Parole ausgegeben hatte „Wer Erhard will, muss FDP wählen“. Ich schrieb dazu, dass wir uns dann am besten gleich ganz auflösen sollten. Das Leben hält ja gelegentlich wunderschöne Pointen bereit. In diesem Fall kam sie 16 Jahre später, im sogenannten Schicksalswahlkampf der FDP 1980. Ich hatte als Generalsekretär eine Wahlkampflinie vorgeschlagen und auch durchgesetzt, die letztlich auf die Aussage hinauslief „Wer Helmut Schmidt will, muss FDP wählen“. Das führte zu einer Situation, die mich lehrte, wie man sich fühlt, wenn man den Löwen vorgeworfen wird. Im letzten Koalitionsgespräch vor der Wahl, bei dem ich die FDP alleine vertrat, fielen Herbert Wehner und Helmut Schmidt wütend über mich her. Aber ich war nicht eingeschüchtert genug, um nicht zu bemerken, dass Willy Brandt leise in sich hineinlächelte.

Die bekannteste Episode im Zusammenhang mit den „Parteitagdiensten“ begab sich beim Parteitag 1967 in Hannover, bei dem es um die Ostpolitik einschließlich Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ging. Dem „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein war nicht erlaubt worden, auf dem Parteitag zu reden. Also verbreiteten wir seinen geplanten Redebeitrag. Dazu gibt es ein berühmtes Foto, das Rudolf Augstein zeigt, wie er seinen Text dem „Stern“-Herausgeber Henri Nannen in die Schreibmaschine diktiert. Ich stand dabei als sein aktueller Chef-Redakteur gleich neben Augstein. Auf allen gedruckten Fotos bin ich natürlich von dieser Szene weggeschnitten worden. In der Sache war dieser Parteitag entweder ein halber Sieg oder eine halbe Niederlage. Der berühmte Formelkompromiss, mit dem Hans-Dietrich Genscher zwar eine klare Sachentscheidung verhinderte, aber die Frage offen hielt, bewahrte uns wahrscheinlich vor einer kompletten Niederlage.

Wir galten drinnen und draußen als unsichere Kantonisten. Bundeskanzler Kiesinger beschimpfte uns als die „Anerkennungspartei“. Stolz trugen wir Buttons mit dem Slogan „Wir sind die Anerkennungspartei“. Ich habe diese Geschichte 35 Jahre später dem polnischen Ministerpräsidenten Busek erzählt, weil ich am Anfang meiner Arbeit als Kommissar für die EU-Erweiterung auf großes Misstrauen in Polen gestoßen war (das war meiner SPD-Mitgliedschaft geschuldet). Mir wollte nicht einleuchten, weshalb die Polen unseren Kampf für ihre Sache nicht würdigen wollten, während Helmut Kohl, der bis zum allerletzten möglichen Tag die Anerkennung der polnischen Westgrenze als endgültige Staatsgrenze zwischen

Polen und Deutschland hinauszögerte, in Polen als Nationalheld gefeiert wurde.

Wir hatten schon früh sogenannte Ost-Kontakte. Seit 1966 einen Delegationsaustausch mit dem Komitee der Jugendorganisationen der UdSSR (schätzungsweise 80 Millionen Mitglieder) Das brachte mich im Jahr 1967 schon bis ins tiefste Sibirien, nach Irkutsk. Wir hatten Kontakte mit der DDR. So ist es nicht verwunderlich, dass wir, ohne es zu wissen, in einer kurzen Phase vor 1970 das Interesse der Stasi erregten. Da gab es in Bonn einen Pressedienst „X-Informationen“ der sich als Plattform für linksliberale Politiker und Autoren anbot. Viel, viel später stellte sich heraus, dass das eine Stasi-Operation war. Und ebenfalls viel später erfuhr ich, dass Jungdemokraten und Jungsozialisten von der Stasi unterwandert werden sollten. Es wäre logisch gewesen und auch relativ leicht. Bei den Jungdemokraten kam man schnell in Führungspositionen, wenn man es ernsthaft wollte. Ob es diese Operation wirklich gab und ob sie erfolgreich war, weiß ich nicht – vom Ergebnis her ist es auch ganz egal.

Im September 1968 wurde ich Landesvorsitzender der DJD in NRW, dem größten und bei weitem am besten organisierten Landesverband. Damit wurde ich Mitglied des Landesvorstandes der FDP – mit einem anhängigen Partei-Ausschlussverfahren. Es wurde übrigens niemals formell eröffnet oder geschlossen. Man ließ es versanden. Gleich bei meinem ersten Auftreten auf einem Landeshauptausschuss (Kleiner Parteitag) musste ich einen Antrag vertreten, in dem zwei NRW-MdBs, darunter der außenpolitische Sprecher der Bundestagsfraktion, Achenbach, zur Niederlegung ihrer Mandate aufgefordert wurden, weil sie die Obristendiktatur in Griechenland mit einem offiziellen Besuch aufgewertet hatten. Und so ging das munter weiter. Wir hatten die personellen Schwachstellen im Vorlauf zur Bundestagswahl 1969 präzise erkannt und organisierten Gegenkandidaturen bei allen, die wir für Gegner des Scheel/Genscher-Kurses hielten. Ich musste gegen den Ex-HJ-Gebietsführer Zoglmann antreten und unterlag für mich selber überraschend nur knapp. Die von uns attackierten Abgeordneten verließen dann als Gegner der neuen Ostpolitik 1970 die FDP, darunter auch Erich Mende. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Walter Scheel im Frühjahr 1969 auf der Zoo-Terrasse in Köln. Ich beschwor ihn, für sichere Rückendeckung in der künftigen Fraktion zu sorgen. Wahrscheinlich wusste Scheel, dass die FDP in NRW eine solche Zerreißprobe nicht aushalten würde. Er ging das Risiko ein und ist dann wirklich meisterlich damit umgegangen.

Im nordrhein-westfälischen Landesverband traf ich auf Hans-Dietrich Genscher. Wir kannten uns flüchtig. Jetzt aber kam es häufiger vor, dass er mich nach den Landesvorstandssitzungen der FDP in seinem Alt-Mercedes

mitnahm und auf dem Weg nach Bonn in Brühl absetzte. So entgingen wir beide den Kameradschaftsabenden mit entschieden zu viel Alkohol, die sich in Düsseldorf an die Sitzungen anschlossen. Ich kann mich an die Gespräche im Auto nicht mehr im einzelnen erinnern. Aber wir verstanden uns gut. Hans-Dietrich Genscher galt damals als die Galionsfigur der Reformer in der FDP, nicht Scheel. Dennoch kam es für mich völlig überraschend, als wenige Tage nach seiner Ernennung zum Bundesinnenminister er mir anbot, als Leiter des ihm direkt unterstellten Referats Öffentlichkeitsarbeit ins Innenministerium zu kommen. Ich schrieb damals an meiner Dissertation bei Karl Dietrich Bracher, aber um ehrlich zu sein: ich weiß nicht, ob ich damit jemals fertig geworden wäre, denn tatsächlich habe ich während meiner Studienzeit vorwiegend Jungdemokraten-Arbeit gemacht. Nicht studentische Politik, die hielt ich für Sandkastenspielerlei. Ich war auch nie Mitglied des LSD. Wohl aber komischerweise einen halben Tag lang Bundesgeschäftsführer des LSD. Nach Besichtigung der Geschäftsstelle (eine Art informelle WG), Blick in das Kassenbuch (es war Winter, keine Heizung, weil die Rechnung nicht bezahlt war) und einer kurzen Einweisung in die Lage des Verbandes verzichtete ich darauf, meinen Dienst anzutreten.

Mit dem Innenministerium war das natürlich eine andere Sache. Etwa 16 Monate vorher hatte ich vor eben diesem Ministerium im Zuge der großen Bonner Anti-Notstands-Demo mit ein paar 100 anderen Demonstranten „Benda“ (das war der damalige Innenminister) „wir kommen“ geschrien. Und so kam ich also tatsächlich. Genscher zerstreute meine Bedenken wegen der Dissertation mit zwei Hinweisen, die sich als grundfalsch erweisen sollten: Erstens, sagte er, dieses Unternehmen wird wohl nicht lange dauern und Sie können eine unbezahlbare Erfahrung machen. Dieser Punkt war allerdings richtig. Zweitens, die Doktorarbeit – das schaffen Sie leicht nebenbei. Als die Gutenberg-Affäre aufkam, wusste ich, was Sache war: neben einem ernsthaften politischen Job kann man keine wissenschaftliche Arbeit schreiben. Also hatte er sie nicht selber geschrieben. Nun, das Unternehmen dauerte 13 Jahre und vom ersten Tag an Sieben-Tage-Woche und ständig im Dienst. Wie oft bin ich in den ersten Wochen an meinem Schreibtisch im Ministerium morgens eingeschlafen, bis mein Körper sich an das sehr frühe Aufstehen gewöhnt hatte. Das ist nicht der Ort, meine Zeit mit Hans-Dietrich Genscher zu beschreiben. Ich betrachte sie aber unverändert als einen großen menschlichen und politischen Gewinn. Ich erfüllte die Einstellungsvoraussetzungen für den höheren Dienst des Bundes natürlich nicht. Aber hier muss man sagen, dass Beamte sehr kreativ sein können. Mein Volontariat bei der NRZ und meine publizistische Rolle bei den Jungdemokraten wurden als „gleichwertige berufliche

Erfahrung“ anerkannt. Genscher ließ mir im übrigen jede Freiheit und beklagte sich nie über meine Aktivitäten.

Ich hätte 1970 in den Landtag von NRW gehen können, wie das für DJD-Landesvorsitzende in NRW Tradition war. Aber ich hielt die Arbeit für Genscher für interessanter und wichtiger. Für mich war klar, das mit der sozial-liberalen Koalition eine völlig neue Lage für die Jungdemokraten entstanden war. Wir konnten nicht länger nur innerparteiliche Opposition sein. Wir mussten jetzt aktiv zum Erfolg dieser Koalition beitragen. Eine staatstragende Rolle ja, aber in einem Staat, der sich als reformfähig erwiesen hatte. Das sahen nicht alle so. Ich weiß noch, dass ich mich als DJD-Landesvorsitzender auf dem Landesjugendtag 1970 (so hieß das damals wirklich noch, später hieß es Landesdelegiertenkonferenz) in Oberhausen in einem Radiointerview in diesem Sinne äußerte, und dass ich sagte, die APO-Phase der Jungdemokraten sei vorbei. Ich gab das Interview aus einer Telefonzelle am Rande der Halle. Was ich nicht wusste, war, dass das Interview per Lautsprecher in die Halle übertragen wurde und jeder es mit hören konnte. Kaum hatte ich die Sätze gesagt, entstand vor der Telefonzelle ein Getümmel und ein paar Andersdenkende versuchten, mich aus der Zelle heraus zu zerren. Das ging alles live über den Sender, war aber für mich der erste Hinweis auf die Krise der Jungdemokraten, die nun folgen sollte.

Meine aktive Jungdemokratenzeit ging 1972 zu Ende. Ich kandidierte nicht mehr als Landesvorsitzender und wurde auch nicht mehr in den FDP-Landesvorstand gewählt. Dafür entstand aber eine noch engere Verbindung mit Gerhart Baum, der 1972 als Parlamentarischer Staatssekretär ins Bundesinnenministerium kam, und mit anderen wie Andreas von Schoeler, Martin Bangemann, Ralf Dahrendorf, Werner Maihofer – um nur die wichtigsten zu nennen. Es ist Zufall, dass mein Abschied von den Jungdemokraten mit dem Höhepunkt ihres Einflusses als Organisation zusammenfiel.

Viele Jahre später sieht man mit erschreckender Klarheit, dass mit dem Ende der Ära Brandt/Scheel eine neue einsetzte, die ich als Zeit der verpassten Chancen bezeichnen möchte. Die FDP hätte damals glaubwürdig die drängenden gesellschaftlichen Veränderungen zu ihrem Programm machen können (Friedenspolitik, Umwelt, Gleichberechtigung). Aber als nach dem Kanzlerwechsel 1974 die Rückentwicklung der FDP zur alten Klientelpartei einsetzte, hatten die Jungdemokraten, von denen viele inzwischen wichtige Ämter innehatten, schon nicht mehr die Kraft, entgegenzusteuern. Sie manövrierten sich mit schrillen Forderungen und Aktionen mehr und mehr ins Abseits, und ich hatte später als Generalsekretär der Partei alle Mühe, Trennungs- oder gar Unvereinbarkeitsbeschlüsse ab-

zuwenden. Solange ich im Amt war, blieben die Jungdemokraten die satzungsmäßig einzige Jugendorganisation der FDP. Eine andere war schon im Entstehen, von Mitgliedern der engsten Parteiführung mehr oder weniger offen gefördert. 1982 wurde dann der Weg für Westerwelle und andere frei.

Es wäre eine falsche Vorstellung zu glauben, dass während der geschilderten Jahre des Richtungskampfs die Jungdemokraten oder insgesamt die progressiven Liberalen eine straff geführte Gruppe mit klarer Führung, präzisen Vorgehensweisen und innerer Disziplin gewesen seien. Weit gefehlt. Es gab wohl Führungsfiguren, aber nicht wegen ihrer Ämter, sondern wegen ihrer Persönlichkeit – Thomas Dehler, Hildegard Hamm-Brücher, Hans Wolfgang Rubin, es gab DJD-Vorsitzende, an deren Namen ich mich kaum erinnere, und es gab leidenschaftliche Kämpfer wie Gerhart Baum, großartige Analytiker und Strategen wie Heiner Bremer. Aber es gab kein Zentrum, kein Hauptquartier. Es gab ein logistisches Zentrum: Reuterstraße 102 in Bonn, erste Etage über der Bäckerei Wilwerscheidt (die gibt es allerdings noch und hat immer noch erstklassigen Streuselkuchen): die Bundesgeschäftsstelle der Jungdemokraten mit der unvergleichlichen Renate Lundberg. Aber alles in allem war es eine sehr lose verbundene Bewegung von mehr oder weniger Gleichgesinnten jedes Alters. Wir waren auch nie besonders viele – Angaben über Mitgliederzahlen empfehle ich, mit größtem Misstrauen zu begegnen. Eine Verdopplung der echten Zahlen galt als normal, Verdreifachung war schon etwas anrühlich.

Hat es sich gelohnt? Waren wir erfolgreich? Man neigt dazu, die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse überzubewerten und vielleicht die eigene Bedeutung auch. Ich will also vorsichtig sein. Wir haben die Transformation der FDP nicht alleine geschafft. Wir haben die inneren Reformen und die neue Ostpolitik nicht alleine ermöglicht, wir haben Willy Brandt nicht alleine in das Amt des Bundeskanzlers gebracht. Aber zumindest, was die Koalitionsfähigkeit der FDP mit den Sozialdemokraten angeht, waren wir die kritische Masse, die notwendig war, den Wandel herbeizuführen. Und in aller Bescheidenheit: Willy Brandt und Helmut Schmidt sind heute zur Ehre der politischen Altäre erhoben, aber sie hätten nicht tun können, was sie getan haben, ohne die FDP.

Insofern glaube ich schon sagen zu können, dass wir ein Stück Geschichte der Bundesrepublik Deutschland mitgeschrieben haben. Wir saßen in Gremien, während andere Steine schmissen. Ich glaube nicht, dass die Steineschmeißer mehr erreicht haben als illiberale Verhärtungen. Aber klar: die, sagen wir, Geschichte eines Jürgen Trittin ist eben spektakulärer als die einer Ingrid Matthäus oder eines Burkhard Hirsch.

Was nun die Weiterführung des freisinnigen, fortschrittlichen Liberalismus in organisierter Form angeht, so haben wir auf ganzer Linie verloren, teils durch eigene Schuld wie beim Auseinanderlaufen der Linkliberalen nach dem Koalitionsbruch von 1982. Was die heutige FDP ist, vermag ich nicht zu sagen und wo sie landen wird, erst recht nicht. Mit der FDP der Freiburger Thesen hat sie nichts mehr gemein. Ich habe meine Jahre bei den Jungdemokraten im Wesentlichen als einen Kampf gegen Rechts geschildert. Das war vor 50 Jahren, und heute frage ich mich, ob das alles wieder von vorne anfängt, und wer aufsteht und kämpft.

## Selbstbestimmtes, liberales Leben im LSD, bei den Jungdemokraten und in der ältesten "Kommune" Deutschlands

*Interview mit Friedrich Neunhöffer<sup>1</sup>*

*Frieder, ein Bundesvorsitzender der Jungdemokraten und zunächst gar nicht Mitglied - warum bist Du vom LSD zu den Jungdemokraten gekommen?*

Da war ich in Göttingen, da war Eckart Laible Gruppenchef, und der sagte, wir seien bei den Jungdemokraten gut angesehen, wenn er ein paar Mitgliedsanträge bringe - "also unterschreibt mir mal welche!". Da hab ich dann unterschrieben und hab mich von da an als Jungdemokrat betrachtet. In Tübingen hab ich mich dann an der DJD-Arbeit beteiligt. Erst Jahre später hab ich erfahren, dass der Eckart meinen Antrag gar nicht weitergegeben hat und ich formal gar kein Jungdemokrat war.

*Wann warst Du in Tübingen bei den Jungdemokraten?*

Ich hab 1957 Abitur gemacht, zwei Semester Jura in Tübingen studiert, eins in Hamburg und eins in München, dann zwei in Göttingen; zum SS 1960 kam ich zurück nach Tübingen. Die DJD sind zu der Zeit noch nach Südtirol gefahren, wir natürlich nicht. [In Südtirol kämpften Nationalliberale damals für die Unabhängigkeit der deutschen Minderheit, z.T. mit Bomben.]

In Tübingen habe ich ein Semester die LSD-Gruppe geführt (mein neuntes, SS 1961), dann mein 1. juristisches Staatsexamen gemacht, danach Volkswirtschaft studiert. Ein Jahr war ich auch im vierköpfigen AStA-Vorstand als Geschäftsführer. Wann ich da zuerst bei den DJD aufgetaucht bin, weiß ich nicht mehr; viel Zeit war dafür nicht, Schwerpunkt war politisch weiter der LSD.

Ab Anfang 1966 war ich Referendar in Berlin, weil Ragnhild da Politik studierte. Da lief dann schon mehr mit DJD; ein Jahr war ich Beisitzer im Bundesvorstand.

---

1 Das Interview führte Roland Appel im Juli 2018.

*Du hast Dich immer wieder mit Freiheitsrechten befasst. Der Artikel in der "Zeit" von 1973 macht das deutlich. Nun gab es in der Linken auch immer Positionen, die sagten, Berufsverbote gegen Linke, das ist die eine Sache, aber gegen Rechte ist das anders, Nazi sein, ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen. Was würdest Du denn heute bei AfDlern sagen?*

Auch heute kann man das nur im Einzelfall entscheiden, aber im Prinzip gilt, dass man Meinungen nicht verbieten kann und es wird ja nur noch schlimmer, wenn man jemand durch Repression zum Märtyrer macht. Es kommt darauf an, was der Einzelne im Rahmen seines Berufs oder in der Öffentlichkeit tut - ganz rechtsstaatlich. Ansonsten herrscht eben Meinungsfreiheit.

*Du schreibst im Artikel über Macht auch über Medienmacht. Was denkst Du über asoziale Medien wie Facebook?*

Das ist meines Erachtens politisch keineswegs eine Verbesserung. Allerdings rede ich davon eher wie der Blinde von der Farbe.

*Du benutzt in Deinem Artikel über "Macht" auch den Volksbegriff?*

Das Volk, griechisch demos, ist ein Parteibegriff. Das sind im Kern alle, die ein Interesse an möglicher Gleichheit haben. Ihnen stehen gegenüber die Wenigen (griechisch oligoi), die Privilegierten: Adlige, Großgrundbesitzer, Reiche. Die haben ein Interesse an möglichst großem Abstand zum Volk, an Erhalt und Ausbau ihrer Privilegien. Mit ihrem Gefolge von Friseuren, Köchen, Dienern und Speichelleckern aller Art können sie auch mal die Mehrheit sein. - Demokratie heißt wörtlich Stärke oder Herrschaft des Volkes. Wenn wir sehen, wie die Vermögensverteilung immer ungleicher wird, so sehen wir, dass das Volk nicht stark, sondern schwach ist und immer schwächer wird.

*Du und Deine Frau Ragnbild - sie war bei Jungdemokraten sehr aktiv im Bereich Emanzipation - Ihr lebt als ehemalige Jungdemokraten heute noch in einer Kommune, die nach 1968 gegründet wurde. Gibt es da einen politischen Zusammenhang?*

Ein Jungdemokrat sagte mal während meiner Zeit als Bundesvorsitzender: Der Frieder ist der einzige, der nach unseren Beschlüssen lebt. Insofern besteht schon ein Zusammenhang. Unser Ziel war aber nicht Beschlusserfüllung.

Die Wohngemeinschaft war für uns ein Weg, die Bindung an herkömmliche Rollenbilder selbstorganisiert aufzulösen. Unter acht Erwachsenen lässt es sich einrichten, dass jeder seine Tätigkeit so aufs Haus und den

(selbstgewählten) Beruf verteilt, wie er/sie das möchte, und dabei gleichberechtigt am gemeinsamen Wohlstand teilnimmt. Äußere Zwänge konnten wir natürlich nicht ausschalten, aber uns damit arrangieren: Wer unter der Woche mittags nicht kochen kann, der tut das eben abends oder am Wochenende. Für die Kinder war das schön: Immer Spielgefährten, und unmittelbaren Zugriff auf acht Erwachsene.

Einfach war es allerdings nicht, denn wir waren alle in der Kleinfamilie für die Kleinfamilie erzogen. Eher war es eine Kette von Abenteuern. Aber das ist eine lange Geschichte.

*Habt Ihr denn zusammengelegt oder Miete gezahlt? Was war anders als eine WG heute?*

Wir hätten schon gern was gemietet, aber es war nichts zu bekommen. So haben wir zusammengelegt, was jeder hatte, und sehr viel Schulden gemacht. Mit Glück konnten wir ein altes Haus kaufen, als Gesellschaft nach BGB. Anfangs haben wir 60 % vom Einkommen als Wohngemeinschaftsbeitrag bezahlt. Je etwa die Hälfte war fürs Haus und für den Haushalt. Wenns knapp wurde, gabs eine Spardiskussion. Das Geld hat uns nie entzweit. - Wie eine WG heute läuft, weiß ich nicht, vermutlich jede anders.

Mein Spruch zu den Schulden war da schon nicht mehr neu: Der beste Weg zur Vermögensbildung: So viel Schulden wie möglich - und alles weitere vertrauensvoll dem Kollegen Kluncker überlassen! (Kluncker war der ÖTV-Vorsitzende, der gegen Willy Brandt mehr als 10 % Lohnzuwachs durchsetzte.)

*Wie ist die Eigentumsfrage denn dann weitergegangen - habt Ihr das auch ausdiskutiert oder wie ist das gelaufen?*

Wir waren und sind eine Gesellschaft nach BGB. Das ist eine Gesamthandsgemeinschaft, da gibt es keine festen Anteile. Natürlich gibt es einen Gesellschaftsvertrag. Solange wir zusammen waren, sollten die unterschiedlichen Beiträge keine Rolle spielen. Zwei von vier Familien sind im Lauf der Jahrzehnte ausgezogen, sie wurden einvernehmlich abgefunden. Einer ist gestorben, daher sind wir jetzt nur noch zu dritt.

*Das heißt also, dass Eigentum Freiheit schafft und Ihr eigentlich das verwirklicht habt, was die F.D.P. in Freiburg 1971 mal mit Vermögensbildung gemeint hat. Aber die Frage, ob das heute in einer breiteren Bewegung angesichts Spekulation,*

*Armut und ungleicher Verteilung des Vermögens wohl kaum mehr möglich wäre, steht doch im Raum?*

An den Freiburger Thesen habe ich ja mitgeschrieben, und ich habe auch manchen Parteitag geleitet, gelegentlich mit Kleinkind auf den Knien. Die damalige FDP tolerierte uns, wir lagen mit ihr nicht über Kreuz. Aber Wohngemeinschaften wie unsere hat sie nicht propagiert.

Uns ging es nicht um Vermögensbildung, wir wollten ja eigentlich lieber mieten. Es ging um gemeinsames selbstorganisiertes Leben mit seinen vielen Möglichkeiten, um die Emanzipation von Frauen und Männern, um unautoritäre gemeinsame Kindererziehung. Wir waren auch nicht reich, nur zwei haben voll verdient, zwei waren Referendare, zwei teilzeitbeschäftigt, davon einer Student, zwei Hausfrauen.

Ich denke, wir könnten es auch heute schaffen, wenn wir 50 Jahre jünger wären. Die Kredite sind günstiger, die Einkommen höher, das gleicht manchen Nachteil aus. Auch damals hat uns kaum jemand nachgeahmt. Vielen habe ich von unserer WG vorgeschwärmt, die Reaktion war regelmäßig: toll, aber für mich (oder wahlweise: für meinen Partner/meine Partnerin) wär's nichts. Das Problem ist primär nicht das Geld, sondern fehlende Fähigkeit und Bereitschaft zu Kooperation und Assoziation; auch das ein Produkt unserer Gesellschaft.

Erst vor zwei Jahren hatten wir ein ähnliches Projekt mit anderer Zielsetzung, nämlich dass die Leute im Haus bleiben können. Wir haben wieder zu viert als BGB-Gesellschaft zusammengelegt, 600.000 € aufgenommen, und es hat geklappt. Alle Beteiligten - Maklerin, Verkäufer, Bankleute - haben wunderbar mitgemacht.

*Du wirst dieses Jahr 80, Frieder, ich sehe in meiner "jugendlichen" Generation von um die 60+ wenig Bereitschaft, trotz der Forderung nach Generationenwohnprojekten, sich am Ende selber zu bewegen und etwas mutig umsetzen?*

Richtig, aber es gibt Ausnahmen. Eine meiner Töchter, Verdi-Mitarbeiterin, sicher weiter links als ich, zieht gerade ein ähnliches WG-Projekt durch. Sie macht das mit dem Mietshäuser Syndikat (wer's nicht kennt: unbedingt ansehen! rund hundert Projekte fertig, 25 im Aufbau). Der Start ist gelungen. Für Selbstorganisation muss man eben die Instrumente nutzen, die es gibt.

*Da sind wir wieder bei der Frage von Entfremdung, dem Einfluss von (Groß-)Kapital und der Frage, was demokratisch und im persönlichen Umfeld wirklich wichtig ist.*

Genau das, da sind wir wieder beim Thema gelebter Demokratie im persönlichen Bereich. Es gibt nichts Gutes - außer man tut es.



# Programm der Deutschen Jungdemokraten

**Einstimmig angenommen auf dem Bundesjugendtag der DJJD am 17. Juni 1963 in Göttingen**

Die Deutschen Jungdemokraten sind ein Verband liberal denkender und handelnder junger Menschen in Deutschland. Sie wollen dazu beitragen, daß alle Menschen ihr Schicksal in Freiheit gestalten können.

Die Deutschen Jungdemokraten sehen es als ihre Aufgabe an, die deutsche Jugend für verantwortliche politische Mitarbeit nach freiheitlich-demokratischen Grundsätzen zu gewinnen. Die jungen Staatsbürger müssen fähig sein, das eigene und das Geschick der Nation mitzugestalten. Sie müssen deshalb zur Freiheit erzogen werden, um selbständig urteilen und entscheiden zu können.

Die Arbeit der Deutschen Jungdemokraten wird vom Grundsatz der politischen Freiheit bestimmt. Diese Freiheit darf keine leere Formel unserer Verfassung bleiben; sie muß mit lebendigem Geist erfüllt werden.

Der Mensch ist fähig, frei zu sein; er entfaltet seine Persönlichkeit, indem er diese Anlage verwirklicht. Der einzelne ist stets zugleich Glied der Gemeinschaft; er gewinnt darum die Freiheit des einzelnen in der Gemeinschaft. Die Freiheit jedes einzelnen setzt die Freiheit der anderen Menschen voraus, deren Anderssein und Würde anerkannt und geachtet werden. Die Freiheit des Menschen verwirklicht sich im geistigen Bereich und in der Sicherung seines Daseins.

Die Freiheit ist durch totalitäre Ideologien und Erscheinungen der modernen Massengesellschaft gefährdet; dieser Gefahr kann nur begegnet werden, wenn die Bereitschaft des einzelnen wächst, die Verantwortung für sich und die Gemeinschaft zu tragen.

Der freiheitlich-demokratische Rechtsstaat ist die entscheidende Ordnungsmacht in der pluralistischen Gesellschaft. Seine Macht muß größer sein als die Macht jeder einzelnen gesellschaftlichen Gruppe. Keine Gruppe darf sich der Kontrolle durch das Kräftegleichgewicht innerhalb der Gesellschaft entziehen.

Im Sinne dieser Grundsätze setzen sich die Deutschen Jungdemokraten für folgendes Programm ein:

## **I. Wiedervereinigung**

1. Die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands in einer freiheitlichen Ordnung ist die wichtigste Aufgabe deutscher Politik. Wir verstehen die Bundesrepublik Deutschland als ein staatliches Provisorium, das bestimmt ist, in einem wiedervereinigten Deutschland aufzugehen.

2. Unabhängig von der Verpflichtung der vier Großmächte, die deutsche Einheit wiederherzustellen, ist es Aufgabe der Bundesregierung, durch eigene Vorschläge gegenüber Ost und West und durch eine aktive Ostpolitik günstige Vorbedingungen für die Wiedervereinigung zu schaffen.

3. Zum Bekenntnis zu Gesamtdeutschland gehört die ständige Bereitschaft zum sinnvollen gesamtdeutschen Gespräch.

## **II. Sicherheit**

1. Die Verteidigungspolitik hat die Sicherheit des Landes gegen Angriffe von außen wirksam zu gewährleisten. Sie darf Verhandlungen über den militärischen und den politischen Status Gesamtdeutschlands nicht hindern.

2. Wir bejahen die allgemeine Wehrpflicht und das Recht des einzelnen, den Kriegsdienst mit der Waffe aus Gewissensgründen zu verweigern.

3. Um die Kriegsgefahr zu bannen, ist es notwendig, jede Möglichkeit zur Sicherung einer friedlichen Zukunft zu nutzen. Die Bundesrepublik muß alle aufrichtigen Abrüstungsbestrebungen unterstützen.

## **III. Internationale Beziehungen**

1. Uns ist die Völkerverständigung Verpflichtung und Aufgabe. Die deutsche Jugend soll in der Begegnung mit anderen Nationen die Menschen jenseits unserer Grenzen kennen und verstehen lernen. Ein umfassender internationaler Jugendaustausch soll auch die Entwicklungsländer und die Völker des Ostblocks einschließen.

„Wir können die Koalition doch nicht am Schnaps platzen lassen!“

Erinnerungen und Nachgedanken

*Klaus R. Allerbeck*

Ich beginne mit einer kurzen Geschichte aus Helsinki 1972. Irgendwann im Sommer 1972 erreichte mich ein Anruf der Bundesgeschäftsführerin der Deutschen Jungdemokraten, Renate Lundberg: ich könne doch Englisch, ob ich zu einer Konferenz nach Helsinki fahren wolle. Im Rückblick mag die „European Youth Security Conference, organised by CENYC and the World Federation of Democratic Youth (WFDY), held in Helsinki from 26 to 31 August 1972“, an der ich dann, plötzlich auch noch sehr viel aktiver als von mir geplant, teilnahm, als Vorläufer (und eine Art Test-Ballon) der späteren KSZE gedient haben. Damals kam es mir nicht so wichtig vor.

Nur staunte ich über die Reden der Jungen Union und der DKP-Jugend, in denen die Ostpolitik der sozialliberalen Koalition angegriffen wurde, und beschloss, diesen entschieden zu widersprechen. Meine Rede war mit niemand abgesprochen. Mein hastig geschriebenes Manuskript, das ich verlas, schien mir nicht originell – es war die Politik der sozialliberalen Koalition - und auch ohne historische Bedeutung. Aber die skandinavischen Liberalen, von denen ich einige über WFLRY kennengelernt habe, berichteten mir, dass plötzlich die vollständige sowjetische Delegation anwesend gewesen sei und mir aufmerksam zuhörte. Und sie verliehen mir eine Anstecknadel, deren triple-L sie mir so erklärten: Lazy, lousy, Liberals!

(Am 1. August 1975 unterzeichnen Helmut Schmidt für die BRD und Erich Honecker für die DDR die Schlussakte von Helsinki. Die KSZE wurde im Jahr 1973 in Helsinki eröffnet und 1975 mit der Unterzeichnung der Schlussakte von Helsinki beendet. Sie diente während des Ost-West-Konflikts als Forum für Konsultationen sowie der politischen Annäherung und Vertrauensbildung zwischen den beiden Blöcken. Vgl. auch Beitrag von Berthold Meyer in diesem Band.)

Mit Gewissheit kann ich heute nur sagen, dass meine Jungdemokraten-Zeit mit dieser Konferenz endete. (In Bielefeld holte sie mich wieder ein: dort überredeten mich Jungdemokraten, 1977, als stv. Vorsitzender des FDP-Kreisverbands zu kandidieren). Meine eigenen Erinnerungen an die

Deutschen Jungdemokraten beginnen eigentlich erst bei dem FDP-Bundesparteitag in Hannover im Frühjahr 1967. Sind sie zuverlässig? Das Archiv des Liberalismus in Gummersbach, das umfangreiches Aktenmaterial enthält, und das von Erhard u.a. herausgegebene Werk „Einsatz für Freiheit und Demokratie. Beiträge zur Geschichte des Liberalen Studentebunds Deutschlands (LSD)“ (Erhard et al, Jena 2001: Bussert & Stadler), erlauben jedenfalls mir vorläufig, von der Zuverlässigkeit dessen, was ich im Folgenden aus den Jahren 1967-1972 berichte, überzeugt zu sein. Mit Albrecht Menke, der ein Jahrzehnt vor mir Bundesvorsitzender des LSD war, stimme ich in einem Punkt nicht überein. „Nur aus den Akten“ (Erhard et al., S. 96) kann weder die Geschichte des LSD noch die der Jungdemokraten geschrieben werden. Manchmal gibt es ein Wortprotokoll, wie bei der ersten Bundesvorstandssitzung des frisch gewählten Bundesvorsitzenden Walter Scheel, in Karlsruhe 1968. Die Bundesanwaltschaft war dabei, der FDP-Spitze wegen Kontakten zu dem „Photo“-Porst-Erben Hans-Heinz Porst (dieses Nürnberger FDP-Mitglied war Spion der Stasi und auch Mitglied der SED) Landesverrat vorzuwerfen. Ich erinnere mich noch an die lange, wirre Diskussion der Frage, ob die CDU all dies im bevorstehenden baden-württembergischen Landtagswahlkampf als Munition gegen die FDP verwenden würde oder erst im Bundestagswahlkampf 1969. Sie wurde beendet von Hermann Oxfort mit dem Zwischenruf „Das ist so dick, das reicht für zwei Wahlkämpfe!“ Diese Feststellung findet sich auch fast wortwörtlich im stenographischen Wortprotokoll der Sitzung, das ich vor wenigen Jahren in Gummersbach im AdL eingesehen habe.

Den Satz „Wir können die Koalition doch nicht am Schnaps platzen lassen!“ formulierte Erich Mende, als er im Kabinett Ludwig Erhards entgegen dem Nürnberger Parteitagsbeschluss 1966 Steuererhöhungen, hier auf Alkohol, zustimmte. Daraufhin erklärte Walter Scheel, der sich zu einer Konferenz in Paris aufhielt, seinen Rücktritt.<sup>1</sup> Die Entlassung der vier Minister der FDP durch den Bundespräsidenten gem. Art. 64 (1) GG wurde aber aufgeschoben bis zum Bundeshauptausschuss der FDP in Mainz. Der Rest des Wegs zur ersten GroKo 1966 ist bekannt. An die Schritte des Wegs, mit etlichen Details, erinnere ich mich ziemlich genau: nicht nur weil der LSD-Bundesvorstand eine Wochenendtagung in Bonn veranstaltete, mit drei der bestinformierten Bundestagsabgeordneten als Referenten -

---

1 Scheel lehnte den "Kompromiss" Mendes ab, die Presse begann schon vom "zweiten Umfall der FDP" zu schreiben. Die FDP-Bundestagsfraktion lehnte daraufhin den Haushaltsentwurf der Regierung ab und zwang anschließend die Minister Mende, Dahlgrün und Bucher ebenfalls zum Rücktritt.

*„Wir können die Koalition doch nicht am Schnaps platzen lassen!“*

sondern auch weil ich den LSD-Hochschulgruppen, die ich besuchte, darüber berichtete. Vom häufigen Wiedererzählen werden Geschichten besser und pointierter, und sie prägen sich so, wie auch dieser Mende-Satz, ein.

Zusammengefasst: Ich habe in den Jahren 1967-1972 sicher nicht alles mitbekommen. Bestimmt nicht die Bedeutung der feinsten Unterschiede der Waffengattungen und Dienstgrade der Kriegsteilnehmer - lediglich, dass Erich Mende, dessen Bild (mit Ritterkreuz) den SPIEGEL zierte, Major der Wehrmacht (Heer) gewesen war, wusste ich wie die meisten damaligen Medienkonsumenten. Aber das, was ich im Folgenden mitteile, halte ich heute, im Jahr 2018, für wahr, wenn auch heute manchmal nur sehr schwer vorstellbar. Ich stehe auch zu jedem Wort, das ich für das LSD-„Geschichtsbuch“ (Erhard u.a., S.104-11) geschrieben habe. Manches fehlte dort, ob nun mit oder ohne Absicht. So hat mich Peter-Michael Ruhland an die bemerkenswerten Aktivitäten der LHG Köln 1967-1968 erinnert, die ich dort vernachlässigt hatte. Dieses Buch, das durch ein Personenregister im Umfang von 9 Seiten erschlossen wird, dokumentiert die Geschichte des LSD (und seines Seniorenverbands) von seiner Gründung 1950 an - mit Dokumenten, Zeitzeugenberichten und einer kleinen Umfrage unter den damals ca. 350 Mitgliedern des „Verbands Liberaler Akademiker“ (so der neue Name des Seniorenverbands), an der sich 34 Personen (davon weiblich: 2) beteiligten. Von diesen waren 17 Mitglied bei den Jungdemokraten. Leider blieb dieses Buch ziemlich unbekannt.

### *Mein Weg zum Liberalismus*

In meiner Schulzeit gab es nach meiner Erinnerung gar keine Jungdemokraten; den Weg zum Liberalismus wies mir, sicherlich ganz entgegen seiner Absicht, der Oberstudiendirektor des Gütersloher Gymnasiums. Dieser ließ mich zu meiner Überraschung wissen, er müsse die Schülerzeitschrift seiner Zensur unterwerfen. Ich war gerade, als Untersekundaner, deren Chefredakteur (und de facto-Verleger) geworden. Von meinen wirtschaftlichen Argumenten – die Druckerei-Rechnung müsse bezahlt werden, und die Anzeigen-Kunden würden ihr Geld zurückverlangen – war er unbeeindruckt, nicht aber von der Beharrlichkeit, mit der ich mich gegen die Zensur des „Pennäler[s]“ (so hieß das Blatt) wehrte – so sehr, dass er prüfen müsse, ob die Erziehungsgrundsätze von Schule und Elternhaus vereinbar sein. Das war die Drohung mit dem Schulverweis; so stand es in der Schulordnung. Am selben Nachmittag baten meine Eltern telefonisch um einen Gesprächstermin. Bei diesem, so berichtete mir meine Mutter, habe mein

Vater, der etwas über 30 Jahre früher an diesem traditionsreichen Gymnasium Abitur gemacht hatte, gar nichts gesagt, sondern nur mit dem DINA-5-Heftchen „Schulordnung“ gewedelt. Und der Oberstudiendirektor lobte zur Überraschung der Eltern ihren Sohn über den grünen Klee. Dass der OStDir mir dies jedoch nachtrug, wurde erst beim Abitur, vier Jahre später, überdeutlich. Die SPIEGEL-Affäre 1962 war dann für viele Schülerzeitungs- und Studentenzeitungs-Redakteure identitätsstiftend.

Ich wurde im Sommersemester 1964 an der FU Berlin Mitglied des Liberalen Studentenbunds Deutschlands. Ein Jahr später trat ich der FDP bei, der ich heute noch angehöre. 1966 wurde ich als stv. Bundesvorsitzender, 1967 als Bundesvorsitzender des LSD gewählt (und 1968 nicht entlastet). Mein Nachfolger war SPD-Mitglied, glaubte aber ehrlich, in den Bundesvorstand der FDP kooptiert zu werden. Der Seniorenverband des LSD gab gleichwohl die Hoffnung, den LSD noch umstimmen und „retten“ zu können, nicht sofort auf (Schollwer, in Erhard u.a. 2001, S. 112 ff.).

An die „Beschlusslagen“ des LSD erinnere ich mich, ein halbes Jahrhundert, noch – nicht nur zur Ostpolitik und den Notstandsgesetz-Entwürfen aus dem Innenministerium, wo es schließlich zum Konsens mit Jungdemokraten und FDP kam. Diese sind, in Dokumenten und Zeitzeugen-Berichten, in dem LSD-„Geschichtsbuch“ gut dokumentiert. Allerdings wird die Annäherung des LSD an die Gewerkschaften, insbesondere die Industriegewerkschaften Metall und Chemie, dort nur insofern erwähnt, als antigewerkschaftliche Äußerungen des FDP-Vorsitzenden Mende 1967 für den LSD Grund genug waren, seinen Rücktritt als Bundesvorsitzender der FDP zu fordern. Auch zu den „Höchster Verbänden“, dem Bündnis von LSD, SHB und SDS, ist zu ergänzen, dass für den LSD die weltrevolutionäre Ernsthaftigkeit von Rudi Dutschke und dem Berliner SDS, der Fritz Teufel und die Kommune I, die sich als „Spaßguerilla“ verstanden, nicht nachvollziehbar war. Wir wollten nicht Berufsrevolutionäre werden, die hochintelligent klingende Ausführungen zu der Frage machen konnten, wo in Lateinamerika die Weltrevolution begänne, weswegen man sich zwischen Spanisch und Portugiesisch als zu meisternder Fremdsprache entscheiden müsse, sondern hatten vor, bürgerliche Berufe zu ergreifen und in diesen erfolgreich zu sein. Für unsere Ablehnung des Vietnam-Kriegs brauchten wir keine Theorien über den „amerikanischen Imperialismus“; wir sahen einfach nicht, dass die Bombardierung von Reisfeldern, Brücken und Eisenbahnen (und später auch Hanoi und Haiphong) durch die US Air Force die „freie Welt“ vor dem „Weltkommunismus“ schützen würde. Aber dass der amerikanische Präsident einen finanziellen Beitrag zu den steigenden Kosten des Vietnam-Kriegs vom deutschen Bundeskanzler verlangte, war

*„Wir können die Koalition doch nicht am Schnaps platzen lassen!“*

dem LSD (und dem größten Teil der deutschen Öffentlichkeit) 1966 noch unbekannt geblieben.

Ziemlich gut informiert war der LSD aber über das Thema „verfassungsändernde Notstandsgesetzgebung“ für den Verteidigungsfall und diesem vorangehende Krisen, für die das Innenministerium schon detaillierte „Schubladengesetze“ vorbereitet hatte. Die Planungen des Bundesinnenministeriums hierzu lehnte der LSD ab. In der FDP-Bundestagsfraktion war der Abgeordnete Wolfram Dorn mit diesem Thema befasst, der diesen Plänen zunächst grundsätzlich positiv gegenüberstand, die vom 1961 gewählten Bundestag aber nicht beschlossen wurde. Nach der Wahl 1965 und der Stabsrahmenübung FALLEX 66 wurde seine Einstellung zu diesen Planungen deutlich kritischer. Weiter kompliziert wird die Problematik durch die sog. „alliierten Vorbehaltsrechte“, insbesondere zur Telekommunikationsüberwachung, welche die Souveränität der Bundesrepublik einschränkten.<sup>2</sup>

Insbesondere Theo Schiller, Jurist und stv. Bundesvorsitzender des LSD (1963-64) sorgte für die notwendige Kontinuität bei diesem kniffligen Thema. Als wir erfuhren, dass Genscher in der Bundestagsfraktion darüber gesprochen hatte, dass nur mit gesetzlichen Neuregelungen die BRD die alliierten Vorbehaltsrechte ablösen könne, bemühte ich mich daraufhin erfolgreich um einen Gesprächstermin bei Genscher, der damals Fraktionsgeschäftsführer war. (Dass Schiller und ich ein längeres Gespräch mit ihm hatten, beweist der Besucherschein des Bundeshauses, abgezeichnet von Frau Triebler). An den Gesprächsinhalt aber habe ich keine Erinnerung außer: Ich war Zeuge eines sehr sachverständigen Gesprächs zwischen zwei Juristen.

---

2 Zur umstrittenen Verabschiedung der "Notstandsgesetze" durch die Große Koalition aus CDU/CSU und SPD hatten die Alliierten erklärt, dass sie im Falle einer Verabschiedung des G-10 Gesetzes zur Überwachung des Post und -Fernmeldegeheimnisses und der Einschränkung der Rechtswegsgarantie nach Art. 19 Abs. IV Grundgesetz auf ihre entsprechenden alliierten Kontrollratsbefugnisse verzichten würden. Die FDP blieb skeptisch, stimmte dagegen und sollte Recht behalten: Der gesamte alliierte Vorbehalt wurde erst durch den 2+4 Vertrag zur Wiedervereinigung von 1991 aufgehoben. Jedoch ein Verwaltungsprotokoll, das den alliierten Geheimdiensten der USA und Großbritanniens seit damals weiterhin besondere Kompetenzen gegenüber BND und den Verfassungsschutzbehörden einräumte, wurde erst am 2.8.2013 einvernehmlich aufgehoben. (<https://www.auswaertiges-amt.de/de/newsroom/130802-g10gesetz/256984>) [Anm.d.Hg.].

*Regierungskrise 1966 und die „Stunde der Wahrheit“*

Weder Jungdemokraten noch LSD hatten 1966 gehant, dass die beharrliche Ablehnung von Steuererhöhungen durch die FDP-Bundestagsfraktion, einen Parteitagsbeschluss einhaltend, zum Sturz des Bundeskanzlers Erhard durch die Unions-Fraktion führen würde, deren Vorsitzender Barzel verkündete: „Erhard ist und bleibt Bundeskanzler!“ Keine zwei Wochen später wurde Kiesinger als Kanzler der ersten GroKo nominiert. Die FDP fand sich plötzlich unvorbereitet in der Opposition wieder. Ergebnisse von Landtagswahlen und die Ankündigung eines Mehrheitswahlrechts bedeuteten: die Existenz der ratlosen Partei war bedroht. Die Zerreißprobe des Bundesparteitags in Hannover hatte sich angekündigt, als der STERN einen Text des Schatzmeisters Hans-Wolfgang Rubin „Die Stunde der Wahrheit“, der bereits in der Zeitschrift LIBERAL erschienen war, abdruckte. Der LSD war sich über die Anerkennung der Westgrenze Polens an Oder und Neisse als Voraussetzung deutscher Einheit schon ein Jahrzehnt einig gewesen, und die Jungdemokraten glaubten auch nicht an eine Wiedervereinigung Deutschlands in den Grenzen von 1937. Der Kreisverband Essen, in dem Rubin Mitglied war, forderte seinen Parteiausschluss, wie die Rundfunknachrichten meldeten.

Der Bundesvorstand des LSD (bestehend aus 4 männlichen Personen) war gerade in Bonn versammelt und alarmiert. Hätte es 1967 schon Twitter gegeben, hätte der LSD Twitter sofort so eingesetzt wie Donald Trump dies heute tut. Was es damals für uns gab, war die Nachrichtenaufnahme von dpa und unser Telefonanschluss. Wir überlegten kurz, was wir sofort gegen die mediale Wirkung der Forderung nach dem Parteiausschluss unternehmen könnten. Ausgeschlossen war das einfachste: als LSD uns für Rubin und gegen seinen Kreisverband öffentlich auszusprechen; es hätte nur geschadet, weil des LSD - anders als die Jungdemokraten damals - Mitglieder mit der FDP konkurrierender Parteien duldete. Also versuchten wir einen anderen Weg, der dem LSD keine Publizität versprach. Zunächst rief ich also Frau Hamm-Brücher in München an und schilderte ihr unsere Lagebeurteilung (Sie ließ sich nicht von uns instrumentalisieren). So beschlossen wir, einen Text zu formulieren, den ich Thomas Dehler in Bonn vorlas. Unser Entwurf war ihm zu kampfbetont; er schlug mildere Formulierungen vor. Wir schrieben den Text um, so dass die Unterstützung für Rubin und die Ablehnung der Ausschlussforderung diplomatischer klang, aber unmissverständlich blieb. Ich rief Dehler wieder an und las ihm den Text vor; mit dieser Version war er einverstanden; dann rief ich, zur Verwunderung des Redakteurs vom Dienst der dpa an. „LSD Bundesgeschäftsstelle. Ich übermittle Ihnen eine Stellungnahme von Bundestagsvizepräsident